Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Waldstein,

Bekenntnisse eines Hoftheater-Direktors. 2

Bekenntnisse eines Hoftheater-Direktors.

Theater-Roman

von

Max Waldstein.

Erster Band.

Großenhain und Leipzig.
Verlag und Druck von Baumert & Ronge.
1883.

Erstes Buch.

Ouvertüre.

Inhalt.

I.

Es war ein heller frohsinnweckender Sommertag. Ueberall auf allen Wegen und Stegen sproßte und grünte es, die Parks und Gärten auf meinem Wege zur Eisenbahn prangten im herrlichsten Laubschmuck.

Auf dem Perron des Lehrter Bahnhofes in Berlin ging es äußerst lebhaft zu, kein Wunder, die große Badesaison war herangekommen und es war ein so bewegtes interessantes wechselndes Leben und Treiben da draußen, als wenn die ganze Menschheit der neuen Weltstadt auf Reisen ginge. Koffer von der Größe einer kleinen Jagdhütte oder eines großen Hundehauses wurden von baumstarken Pommern zu Pyramiden aufgeschichtet und dazwischen erscholl das Geschrei der Bahnhofsportiere, welche die verschiedenen Richtungen der Züge verkündeten, der Ruf der Schaffner, das Gewinsel von kleinen Hunden, die das strenge Gesetz in den Packwagen verdammte und die fern von ihren zarten Herrinnen erbärmlich heulten und quiekten! —

Ich domicilierte damals in Baiern und mein ersehntes Reiseziel war das berühmte Stahlbad P. Endlich

saß auch ich im Waggon und betrachtete sofort meine Mitgefangenen. Da war nun eine Dame in mittleren Jahren, einfaches graues Kleid, blauer Schleier, mit einem jungen Mädchen von vierzehn Jahren, wahrscheinlich ihre Tochter, sie trug, wie ich später erfuhr, den sonderbaren Namen Abarbanell*) und war orientalischer Abkunft. Da war ferner ein blonder junger Herr ohne Bart mit dicken starken Haarsträhnen, er schien der edlen Schauspielkunst zu fröhnen — auf mich machte er wenigstens den Eindruck eines Mimen — mit einer jungen ebenfalls sehr blonden und sehr feisten Dame, die mir, die „Dickichkeit" abgerechnet, wie Onkel Bräsig sagen würde, einer Tochter Albions nicht unähnlich sah, endlich ein hagerer schwarzer Herr mit scharf markirten Zügen, Profil a la Liszt, graue lange Haare, große Nase, weiße Halsbinde — gewiß ein Theologe — Geistlicher — Professor oder Pfarrer. Er war richtig von allen diesen Dingen Etwas, wie sich im Laufe der Begebenheiten zeigen wird. Ein Pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung gegen Stendal. Nun kam in den schwarzen Herrn eine plötzliche nervöse Bewegung, er rief laut im unverfälschtesten Predigerton:

„Gott sei Dank und Preis den ewigen Heerschaaren. Amen! Nun werde ich doch heute noch in Mühlheim an der Ruhr bei meiner Tochter sein! Wie weit ist es doch beiläufig noch nach Mühlheim an der Ruhr? Wenigstens zwölf Stunden? Nicht wahr?"

Allgemeines Stillschweigen! — Niemand antwortete.

---

*) Die Abarbanells waren am Hofe der spanischen Araber im Mittelalter hervorragende Edelleute jüdischen Geschlechts.

„Ach, ich bin ganz zerschlagen! Du mein lieber Heiland, von Muskau bis nach Mühlheim an der Ruhr ist ein weiter Weg! Ich fahre schon die ganze Nacht! Welche Plage! Armer Lazarus, der ich bin!"

Wieder kein Echo auf diese Rede unter den Mitreisenden.

Der Prediger seufzte tief auf. Drückende Pause!

„Waren Sie vielleicht schon in Muskau?" wandte sich der Alte nun direkt an mich, ich fühlte ein menschliches Rühren mit dem redseligen Greis und antwortete:

„Nein, aber ich habe viel über Muskau gelesen! Sie haben gewiß den Fürsten Pückler-Muskau gekannt?"

Wehe, dreimal Wehe! Jetzt waren die ungeheuren Schleußen seiner demosthenischen Beredsamkeit geöffnet und auf das fürchterlichste zum Ausbruch gekommen und ein wahrer Katarakt von Erzählungen über Muskau, den Fürsten, die Fürstin, seine Reisen, seine Bücher, Aeußerungen über Ludmilla Assing, Laube ꝛc. flutete über mich Unbesonnenen herein. Staunend und sich vor der Allgewalt seiner oratorischen Meisterschaft beugend, hörten die Mitreisenden zu. Nur der blonde Herr und die blonde Dame schienen wenig, beinahe gar keine Teilnahme für den Sprecher zu empfinden.

Nachdem er ganz Muskau samt Park, Fürst, Kind und Kegel beschrieben, wandte er sich zu seinen eigenen Lebensergebnissen; wir erfuhren ungefragt die merkwürdigsten häuslichen Dinge, daß er siebzig Jahre alt, vormals Pastor in Muskau gewesen, sehr gut das

Wendische spreche, in der Oberlausitz geboren sei, fünf schöne Töchter habe, weiter, daß alle fünf bereits verheiratet sein, daß er achtzehn Enkelkinder besitze, daß im vorigen Jahre in seiner Familie sechs Todesfälle waren, Enkel, Neffen, Tanten in schönster Abwechslung in die feuchte Grube sanken 2c., und daß er nun zu seiner jüngsten Tochter nach Mühlheim an der Ruhr fahre. Amen!

Die Damen im Coupé kicherten, sie wurden in Spandau durch ein neues Exemplar einer blutlosen und sehr stahlbadbedürftigen Person vermehrt, ich aber konnte dem braven redseligen Alten nicht gram werden, er hatte eine so liebe, ansprechende Stimme, eine sympathische Erscheinung und er schwatzte zwar viel, aber nichts Geistloses.

Und dabei sprach er mit so viel kindlicher eigentlich greisenhafter Naivität und dachte gewiß im Innern, wie sehr wir Alle durch ihn amüsiert würden. Ich machte ihm Komplimente über sein vortreffliches kraftstrotzendes Aussehen, und bemerkte, daß er eigentlich nicht älter als ein Fünfziger sich repräsentiere, so konserviert, so wohlerhalten wäre sein Aeußeres.

Dies schlug dem Faß den Boden aus. Nun war er gar nicht mehr zu halten, der liebe alte Herr!

„Wissen Sie, mein hochgeehrter Herr und Freund, erlauben Sie, daß ich Sie so nenne nach der Teilnahme, die Sie mir, einem fremden Wandersmanne und Priester schenken, wissen Sie auch, warum ich mich bis zu meinem siebzigsten Jahre so tapfer gehalten habe? Ich will's Ihnen in Kurzem erzählen! In meiner Jugend litt

ich nämlich an starkem Fußschweiß — (die Dame rechts rückte sich zur Seite), — kein Mittel half," fuhr er fort, „vertreiben darf man so ein Ding nicht, denn alle meine Schulkollegen, die den Fußschweiß vertrieben, sind ganz elendiglich zu Grunde gegangen, der Eine ist mit dreißig Jahren siech geworden und bald darauf gestorben, der Andere stockblind; ich aber hatte einen alten tauben Regiments-Medicus zum Freunde, in dessen Hause ich als sechszehnjähriger Primaner aus Armut Unterricht erteilte. Und was verschrieb der Alte? Wollsocken, dicke Wollsocken verschrieb er mir, nichts als Wollsocken, und diese Wärme, Hitze gegen Hitze, hielt mich aufrecht wie ein Waldbaum! Jetzt freilich bin ich keine solche Edeltanne mehr wie vor vierzig Jahren! Aber doch noch kern-, niet- und nagelfest! Wo sind die Zeiten, als wir noch sangen:

Du Schwert an meiner Linken
Was soll dein heitres Blinken!

des tapferen Theodor Körner Helden- und Schwertlied, das war ein zweiter David, der den Goliath Napoleon mit zerschmetterte, ein Jüngling sondergleichen! Und erst sein Lied:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.

O, ich war auch Burschenschafter, Turner, in einer Zeit wo Vater Jahn samt seiner Turnerei zu den verbotenen Dingen gehörte! Und auf der Wartburg war ich auch!"

Der blonde Herr sah die blonde Frau an und gähnte. Es war nämlich ein holländisches Ehepaar auf seiner Hochzeitsreise, die sich nur bis zur sächsischen Schweiz ausgedehnt hatte! Beide verstanden nur notdürftig

Deutsch und konnten daher von unserem Pastor nicht viel profitieren. Er war aus Saardam und sie aus Maestricht.

Unser Pastor, der auch durch meine jetzige Unachtsamkeit, ich wollte nämlich schlafen und lehnte mich in mein Kissen zurück, nicht aus dem Text zu bringen war, wendete sich nun an das junge vierzehnjährige Mädchen, das augenscheinlich aus dem Stamme Israels war, denn ein Opferlamm mußte er haben.

„Sehen Sie dort die Zitterpappel in der Allee, mein liebes Kind?" begann der Pastor, wissen Sie auch die Geschichte dieses Baumes, und warum er diesen Namen trägt? — Als unser Heiland —"

„Station Stendal, fünf Minuten Aufenthalt," rief der Schaffner mit sonorer Stimme. Thüren wurden aufgerissen, Lärm entstand. Der Pastor kam sofort aus dem Kontext. Alles sprang wie erlöst aus dem Waggon, die Unterhaltung hatte vorläufig ihr Ende erreicht. Nur ich blieb in einer Ecke gelehnt sitzen, der Alte faßte mich scharf ins Auge und sprach:

„Wie heißt es in der heiligen Schrift: Mein Herz ist traurig vor dem Herrn, wie der Psalmist sagt, Herr! wie lange willst du mein vergessen? Wie lange verbirgst du dein Antlitz vor mir? . . . Sie drückt wohl ein geheimer Kummer, Sie sehen gar so melancholisch drein?"

Aergerlich brummte ich Etwas in den Bart. Man will eben nicht gern in sein Inneres sehen lassen, und eigentlich Recht hatte er, der redseligste aller Pastoren

aus der Lausitz: mein Herz war traurig vor dem Herrn, wie der Psalmist sagt.

„Sehen Sie, junger Mann," hub er wieder an, als sich der Zug nach Hannover in Bewegung setzte, „alles Leid kann und muß getragen werden! Aber den guten Willen dazu muß man haben, die Ergebenheit Hiob's. Als der Herr meine geliebte Frau zu sich nahm —"

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen eine nette Komödianten-Anekdote erzähle," rief, ihn unterbrechend, ein eben eingestiegener Herr, der den Mimen auf fünfzig Schritte erraten ließ, und der die Dame Abarbanell kennen mußte.

„Da glaubte ich auch verzweifeln zu müssen," fuhr der Pastor fort, „ich Gottloser! Verzweiflungsvolles Hadern ging durch meine Seele, aber meine guten fünf Töchter umgaben mich mit so viel Sorgfalt und Güte, daß ich bald den Leidenskelch vergaß, den der Allerbarmer geschickt, und ausrief: „Was Gott der Herr gethan, ist wohlgethan! Amen!"

All dies recitierte er so innig-überzeugt, ohne den geringsten Zug von pietistischem Eifer, daß man sah, er sprach aus vollem wahren Herzen.

Jetzt aber hatte der Schauspieler das Wort. Er war ein fröhlicher Geselle und ging nach Hannover.

„Sie kennen also die Geschichte vom Schnellläufer nicht, gnädige Frau? Eine wirklich gute Geschichte!.. So hören Sie, bitte!... Ein Schauspieler kam auf seiner Ferienreise einstmals in ein kleines Dorf und sah an den Ecken des Wirtshauses große geschriebene Anschlagzettel, die da feierlich verkündigten, daß Herkules der Zweite, der

berühmte Schnellläufer aus München, um sechs Uhr nachmittags in fünfzehn Minuten den Weg nach dem nächsten sehr weit entfernten Dorf hin und zurück machen würde. Erstaunt gesellte sich unser Freund zu den Zuschauern, doch wer beschreibt sein Entsetzen, als er in dem magern, hohläugigen Schnellläufer einen ehemaligen zu Grunde gegangenen Kollegen, einen leider mit wenig Talent aber großem Durst begabten Komiker erkannte. Mensch, spricht er leise zu ihm, Du bist ja nicht im Stande in fünfzehn Minuten bis zu dem andern Dorfe zu kommen, viel weniger in derselben Zeit noch den Rückweg anzutreten! Sei still, gab er zur Antwort, und dabei klapperte er mit den vielen Silbermünzen die er eingenommen, in der Tasche, fortlaufen werde ich um sechs Uhr, aber zurückkommen nicht! Das ist die Geschichte!"

Allgemeines Gelächter der Mitreisenden. Ja sogar unser Pastor lachte aus vollem Halse.

„Ein Teufelskerl, ein wahrer Eulenspiegel," rief er. „Haben Sie noch solche Waare, Herr? Heraus damit! Sagt doch schon Goethe: ein Komödiant kann einen Pfarrer lehren — Haha!"

Geschmeichelt erhob sich der Mann und dankte.

„Ich will nun etwas aus meinem eigenen Leben zum besten geben, aus meinem ersten Engagement in Trentschin in Ungarn, in der Nähe Preßburgs. Wir gaben eines Tages Fiesco, ich spielte die Titelrolle, die Schauspielerin, welche die Leonore gab, wurde uns plötzlich während der Vorstellung krank, wir strichen daher alle Stellen wo Leonore im letzten Akte zu reden hatte, und sagten der Remplacantin, sie solle nur auf den einen Befehl

acht haben, daß ich ihr leise zurufen werde: „Fallen Sie um!“ nämlich bei meinen Worten: „Wenn Du drei Leben hast, so steh wieder auf und wandle!“ Die Szene kommt heran, ich stürze als Fiesko wutentbrannt auf Leonore zu, die in Gianettinos scharlachenem Mantel auf der Bühne erscheint und aus Angst nicht weiß, ob sie vorgehen oder bei der Kulisse stehen bleiben soll! Mein Gott, es war die Tochter unseres Lampenputzers, ein fünfzehnjähriges Mädchen, mit sehr wenig Verstand begabt und noch nie auf dem Theater gestanden! Ich stürze also auf sie zu und rufe: „Kenn' ich nicht diesen Busch und Mantel!“ und steche meine Frau nieder, doch wer nicht umfällt, war die Lampenputzerstochter! Ich stoße noch einmal, wieder nichts! Da rufe ich leise: Umfallen! . . . Da ermannt sie sich, geht vor und ruft laut: „Umfallen!“ Allgemeines Gelächter im Publikum! Nun meiner nicht mehr mächtig, gebe ich ihr einen Stoß, sie fällt der Länge nach hin! Jetzt rufe ich meine Schlußworte: „Wenn Du drei Leben hast“ — ich gehe ganz auf den Leichnam zu — „so steh wieder auf und wandle.“ Wer beschreibt mein Entsetzen — Leonore steht auf und geht ab! Hohngelächter, Gewieher im Publikum, ich stürze ihr nach — da fällt zum Glück der Vorhang — sonst hätte ich mich wirklich an ihr vergriffen, so wütend war ich über diese dumme Person: Mein ganzer Fiesco, meine beste Leistung, war zu Grunde gerichtet, pfutsch! Ich war für ewige Zeiten ruiniert in Trentschin.“

Alles lachte, nur das holländische Paar blieb merkwürdig ruhig. Jetzt stieß die Holländerin ihren eingeschlafenen Gemahl mit dem Sonnenschirm in die Seite.

„Jan! Jan!"

„He, Meische!" rief der schlaftrunkene junge Ehemann aus Saardam und ergriff dann zornig die Spitze des gegen ihn gerichteten Sonnenschirmes.

„Sind wir schon in Dortmund?"

„Nein, aber in Hannover! wir steigen aus!"

Allgemeiner rührender Abschied vom ehrwürdigen Pastor, der Mime empfahl sich pathetisch und küßte den Damen die Hand, es war ein Oesterreicher!

Nun lag ich allein in meiner Ecke! . . .

Bunte wechselnde Bilder zogen wie im Traum an mir vorüber und vor meinem geistigen Auge erschien der Himmel meines Lebens: Amelie! Zwanzig Jahre waren es bald, als ich sie das erste Mal am Arme ihres Gemahls in Berlin auf dem Balle des Ministers Grafen *** sah! Sie war kaum ein Jahr bei der Hofbühne, blutjung, sechszehn oder achtzehn Jahre alt, als Graf Bodo von Prandtstein, ein liebenswürdiger Cavalier, sich in sie verliebte, seinen Abschied aus dem Militärverbande nahm, und sie aus dem Gewühle der Coulissen auf sein Schloß als Ehegemahl entführte! Ich sehe sie noch vor mir, ihre junonische gazellenartige Gestalt, mehr sich zur Magerkeit als zur schlanken Fülle neigend, ihre geistvollen Züge, die dämonischen wunderbaren Augen, die cendréfarbenen Haare, ich höre ihr prachtvolles glockenhelles Organ ertönen, welches noch mehr bestrickte und alle Sinne gefangen nahm als ihre elastisch dahinschwebende majestätische Gestalt, als ihr wahrhaft zauberhaft wirkender Blick!

Ich sprach sie an jenem für mich so verhängnisvollen Abend nur eine kurze Zeit, so lange eben eine Quadrille währte, doch genug lang um mir ihr Bild unauslöschlich ins Herz zu graben für und für.

Später sah ich sie flüchtig, nur von der Ferne, hingelehnt wie eine stolze Königin in den blauen Atlaspolstern ihrer Equipage, rollte sie dahin — ob sie mich wieder erkannte — ja, einmal im Tiergarten erwiderte sie leicht mit dem Kopfe nickend meinen ehrfurchtsvollen Gruß. Jahre vergingen! Graf von Prandtstein zog sich plötzlich auf seine Güter nach Schlesien zurück, man munkelte dies und jenes, die Gräfin ging allein nach Nizza, es hieß, sie wäre brustleidend, so erzählte man mir nämlich im Unions-Club; doch ich erfuhr eigentlich nichts Genaues und begegnete bei Freunden des Grafen, wenn ich diesen Gegenstand berührte, nur einem sonderbaren Kopfschütteln! Bald nach der Rückkehr seiner Gemahlin aus Italien verkaufte Graf Prandtstein seine Güter, und ein halbes Jahr darauf ließ er sich von Amelie scheiden!

Die ganze Berliner Gesellschaft geriet in Bewegung, böse Zungen zischelten, daß der Graf Ursache hätte an der Treue seiner Frau zu zweifeln, die Gräfin war noch nach so vielen Jahren eine blendende fascinierende Erscheinung, der Graf, den ich jetzt wieder in meinem Club öfter sah, war zwar nach außenhin noch eine imponierende Gestalt, aber innerlich gebrochen. Sein erstes Wiederauftreten im Unions-Club zeigte dies zur Genüge. Irgend eine drückende Last lag auf seiner Seele.

Die unseligsten Gerüchte waren nämlich über das gräfliche Paar im Schwange. Als endlich auch dem

Grafen diese tollen Erzählungen zu Ohren kamen, begab er sich eines Tages in den Club, nach vielen Jahren erschien er wieder inmitten seiner ehemaligen Freunde und Zechgenossen. Es war ein feierlicher Moment! Baron Ley, einer seiner intimsten Freunde, er diente mit ihm im ersten Garde-Regiment zu Fuß, ging auf ihn zu, drückte seine unverhohlene Freude aus, den alten Kameraden nach so langer Zeit wieder in diesen Räumen begrüßen zu können, und geleitete ihn ins Spielzimmer. Noch berührte Niemand das heikle Thema seiner Scheidung. Da machte plötzlich Ley die Bemerkung, wie trefflich der Graf aussähe!

„O meine lieben Freunde,“ erwiderte Bodo und brach die Gelegenheit vom Zaune, „diese Farbe trügt, ich bin in einem Jahre ein alter Mann geworden, das Unglück meiner Frau hat mich zum Greise gemacht, ihre Verschwendungssucht ging ins Ungeheure, alle Mittel halfen nichts, in Monaco verspielte sie zweimalhunderttausend Francs, ihre Schulden gingen ins Riesige; ich habe Kinder, zwei Töchter, wie ihr wißt, mir blieb kein Mittel, einen Teil meines Vermögens für sie zu retten, als mich nach so langer glücklicher Ehe von ihr, wenn auch mit schwerem tiefbetrübten Herzen, zu trennen! Meine arme Frau! Aber es mußte sein!“

Allgemeine Stille trat nach diesen Worten im Saale ein.

Da mit einem Male rief der vorwitzige satyrische Referendar Dr. von Stilling:

„Wie ich höre, bewährt sich bei Ihrer geschiedenen Frau Gemahlin das alte Sprichwort: On revient

toujours à ses premières amours! Sie geht wieder zum Theater! Nicht wahr, Graf?"

„So ist es! ich meine," verbesserte er sich, „so hört man," sagte Prandtstein kurz, grüßte nach allen Seiten und verließ mit seinem Intimus Ley den Saal, und bald darauf den Club! . . .

Vorbei! Ein andres Bild!

Und welch eine Szene sah ich jetzt vor meinen Blicken auftauchen? Die Koulissen eines kleinen österreichischen Theaters in J. Es war im Sommer, ich durchstreifte die Hochalpen und hielt mich längere Zeit in J. auf. Langeweile führte mich bei schlechtem Wetter ins Theater. Der Direktor begrüßte mich als alten Bekannten aus Norddeutschland, er hatte bereits mehrere Stücke aus meiner Feder mit Beifall aufgeführt und geleitete mich im Zwischenakt hinter die Koulissen! Man gab ein Stück mit sonderbarem Titel; ich glaube, es war ein Lustspiel und hieß: „Wenn man im Dunkeln küßt!"

Da sah ich an einer Koulisse ein schlankes junges Mädchen stehen mit rotblonden üppigen Flechten — daß es eine Perrücke war, ahnte ich damals nicht — mit reizenden kleinen wie Opale blickenden Perlenzähnen, scherzend und lachend, sich in den Hüften wiegend und die sonderbarsten Blicke auf einen jugendlichen Liebhaber werfend, der blöde und unterthänig wie Caliban vor Miranda zu ihr aufschaute, wie zu einer in Schönheit erglänzenden Königin.

„Wer ist dieses Mädchen?" frug ich leise den Direktor.

„Frau Amelie Hertz!"

Es war der Mädchenname der Gräfin Prandtstein, als Fräulein Hertz debütierte sie am Berliner Hoftheater.

Mir schien es geradezu unglaublich! Sind denn zwanzig Jahre nicht eine furchtbar lange Zeit? das ist ja dasselbe junge schönheitstrahlende Gesicht von damals, dieselbe holde süße Erscheinung, ich glaubte zu träumen!

Amélie war es! Mein Ideal bis auf die goldenen Haare! Ich fuhr zusammen, als wenn mich ein versengender Blitz gestreift, war es Freude, Furcht, Glück, ich weiß es heute nicht mehr. Die Fee meines Lebens stand vor mir, die Fee meines Herzens, ich fühlte es instinktmäßig, daß diese jetzige Begegnung unabsehbare Folgen für mich haben müßte! Ein dunkles rätselvolles unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner, und schwankend wollte ich schon diesem Zauber, diesem Hörselberg auf Leinwand und Pappe, entfliehen, als sie mir in den Weg trat; sie hatte soeben „einen Abgang", wie man es in der Theatersprache nennt.

Mit hochgerötetem Gesicht, man sah die natürliche Röte unter der Schminke hervorbrechen, hochklopfendem Busen und nach Luft lechzenden wollüstig geöffneten Lippen, so daß der heiße Hauch ihres Atems mich streifte und mich seltsam erregte, wollte sie gerade bei mir vorüberhuschen, als ich, entschuldigende Worte stammelnd, zur Seite wich.

„Meine Gnädige erkennen mich nicht wieder?" sagte ich zögernd.

Sie blieb stehen und sah mich eine Weile, sich sammelnd, an.

„Ich bin Heinrich von Münster!"

„Herr von Münster! Ach, jetzt entsinne ich mich. Der Dichter! Ihr Name ist mir längst bekannt. Auch muß ich Sie früher bereits gesehen haben, ists nicht so?"

„O ja, gnädige Frau — einst vor Jahren tanzte ich mit Ihnen — beim *** Gesandten —"

„Ach, ich erinnere mich — als junges Weib — bei Graf ***!"

Sie reichte mir nun beide Hände mit einer Herzlichkeit, als wenn wir von jeher die aller intimsten Bekannten gewesen wären!

„Sie sind also wieder beim Theater! Man erzählte es bereits diesen Winter im Club in Berlin!"

„Ja, ich bin nach zwanzigjähriger Pause zum Thespiskarren zurückgekehrt! Eine alte Komödiantin steht vor Ihnen. Aber Sie wissen ja ohnehin meine traurige Geschichte," warf sie leicht hin.

„Ich weiß einen Teil derselben," antwortete ich zögernd.

„Wie finden Sie mich als Schauspielerin? Ich will mich hier ein Bischen für die großen Theater einspielen. Ach, die Hoftheater! Es wird schwer sein, wieder unterzukommen, ich habe so lange Zeit pausiert und welches Fach soll ich eigentlich jetzt spielen?"

„Was Sie heute spielen, Liebhaberinnen! Sie sehen ja bezaubernd, wahrhaft berückend aus," rief ich liebeglühend.

„Das macht Alles die Schminke, lieber Münster, und diese rotblonde Perrücke. Sie täuschen sich in mir! Ich bin nicht mehr die Schönheit von damals, als Sie mich das erste Mal sahen! nicht mehr die übermütige Gräfin

Bodo Prandtstein, nur die arme alte Schauspielerin Hertz, die wieder wie ein Schulmädchen von vorne anfangen muß."

Sie seufzte tief auf und ihr Busen hob und senkte sich schnell.

„Komödie spielen — auf den Brettern nämlich — verlernt sich leicht, mein alter Freund; ich bin ganz außer Uebung gekommen! Und nun Adieu!" —

Ich fühlte einen leisen Druck ihrer Hand! Mich durchschauerte es fieberhaft! O die Luft der Koulissen, schöne Leserin, ist eine eigene merkwürdige Luft; wer dieselbe geatmet, wird wissen, daß dort Blicke Romane bedeuten — und solch einen Blick Amélies hatte ich aufgefangen. Ich wurde kühn, ich ließ Amélie nicht in ihre Garderobe, ich bat, um die Erlaubnis, sie nach der Vorstellung nach Hause führen zu dürfen.

Sie schlug es mir leise ab.

„Es geht nicht! — Zu etwas Anderm. — Wie gefällt Ihnen dieser junge Adonis dort?" rief sie plötzlich.

Verletzt, aber doch artig, erwiderte ich:

„Sie meinen den jugendlichen Liebhaber, gnädige Frau? Ich bemerkte ihn schon früher mit Ihnen —"

„Ein hübscher Junge — nicht wahr?"

„Er kann auf der Bühne aber weder gehen noch recht stehen!"

„Diese Zähne, diese Lippen wie Korallen!" rief sie.

„Aber seine Bewegungen sind monoton!"

„Und diese Augen! Schöne tiefschwarze Augen! Sehen Sie nur! Der ganze Bursche ist erst achtzehn Jahre alt."

„Hüten Sie sich, gnädige Frau! Sie sind in einem Alter, wo schöne Frauen am leichtesten tolle Streiche machen. Ich fürchte, dieses Kind —“

Sie sah mich groß an, majestätisch hob sie die Schultern und warf mit einer graziösen Bewegung ihren Kopf zurück, so daß die offenen Haare um ihre Wangen wirbelten; ihre Lippen, die sie zuerst krampfhaft geschlossen hielt, öffneten sich zu einem ironischen Lächeln.

„Und wenn ich Dummheiten machen wollte, ich brauche keinen Hofmeister, Herr von Münster!“

Damit hatte unser Gespräch eine unerquickliche Wendung genommen, wir schieden anscheinend kalt, sie bat zwar um meine Adresse, aber ich sagte ihr zugleich, daß ich bald nach B. abreisen würde. Ich sah sie in J. nicht wieder.

Aber kaum in B. angelangt, erhielt ich einen Brief von ihr.

„Werter Freund,“ schrieb sie mir, „umsonst suchte Sie anderen Tages meine Kammerzofe in allen Hotels von J**, Sie waren leider bereits abgereist! Jetzt erst erinnerte ich mich zu meinem Schrecken, daß Sie es waren, der nach meiner Scheidung solch rührende, mich ehrende Worte in der Vossischen Zeitung drucken ließ, man schickte mir sie aus Berlin zu und bezeichnete erst Referendar Dr. Stilling, der mir früher immer den Hof machte, als den eigentlichen Verfasser, aber jetzt weiß ich, wer dieser stille Verehrer ist! Sie mein Freund! Sie sind ein herzlieber Mensch und haben mich nach so vielen Jahren der Entfremdung nicht ver-

gessen. Gott vergelte es Ihnen! Ich kann es nicht. — Ach, da fällt mir ein, daß ich Sie an jenem Abend auf dem Theater fast lieblos behandelte. Ich wollte es dann wieder gut machen und Sie andern Tags zum Souper einladen. Aber Sie sind ein gefährlicher Mensch und es ist besser, daß es anders gekommen! Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Sie sich gar in die „Alte" verliebt hätten! Ihre feurigen Blicke schlugen heftig an meine Augen und mein ganzes ehrwürdiges Matronentum kam ins Zagen und Schwanken. Und ich bin jetzt eine Matrone, wenn auch keine römische. Teurer Freund, wenn Sie dieses Jahr nach M. kommen, besuchen Sie mich, ich bin für das dortige Hoftheater engagiert, für welches Fach, das weiß der liebe Gott und Baron P. der Intendant!" — — —

Seit dieser Zeit stand ich mit Amelie in ununterbrochener Korrespondenz, die allmählich aus dem Bereiche einer reinen Freundschaft in die Irrgärten Armidens sich hinüberspielte. Wir liebten uns. Wir schrieben, ohne das Geringste am Stile zu ändern, uns fast täglich, waren aber durch Berufsgeschäfte getrennt. Wir machten Pläne für die Sommerferien, wir spielten in unseren Briefen wie zwei große Kinder mit dem Feuer! Ach, dieses gefährliche Feuer, dessen Gluten heute entzückten, dessen Flammen morgen versengten. —

Ich will hier zur bessern Charakterisierung Amelies einige ihrer Briefe, die voll Schwung und Poesie waren, einschalten. Es sind Ergießungen, die Kleines und Großes betreffen. Das Engagement in M. wurde

nämlich rückgängig, da sie krank darnieder lag. Sie schrieb mir von B. recht traurige Briefe.

„Herzensjunge! Deinen teuren, lieberührenden, herzigen Brief just vor dem Theater bekommen! Ach, mir geht es recht schlecht! Ich sitze nun schon seit erstem Juli ohne Brot und Beschäftigung! Wozu also noch hier bleiben und träumen! Im hellen goldenen Sommer? Drum will ich wenigstens fort, um zu gesunden. Die Zeit drängt, ich muß vor dem vierundzwanzigsten August zurück zu sein trachten, da ich doch Toilette und Wohnung herrichten muß. Also, Liebster, willst und kannst Du Mitte Monats mit mir fortziehen? Im Nichtfalle gehe ich in's Hannöverische zu einer guten Freundin. Ich werde ganz dumm vom Hiersitzen, Grämen und Warten, daß die gebratenen Vögel mir ins Maul fliegen sollen. Und alle Tage diese Aufregungen! Baron Schönthal, der doch meinem Herzen so teuer war, hat absolut gar nichts mehr von sich hören lassen, ich bin starr von solcher Handlungsweise! Daß Dir auch Dein frühere Liebe noch so viel Kummer, so viel Herzeleid bereitet, thut mir Deinetwegen sehr weh, ich kenne dieses Gefühl, bin ich doch auch im traurigsten „Herzeleid"! wirf es hinter Dich, mein Heinrich, da hast Du meine treue Hand — nein, beide Hände, und höre, daß ich immer und immer, für und für Deine treueste Freundin sein will. Tragen will ich mit Dir Leid und Freud, Not und Tod! Jede noch so schwere Bürde Dir redlich tragen helfen, aber Dein Weib kann ich nicht sein, ich kann diesen Zwang mir nicht noch einmal auferlegen! Wahrlich, das mußt Du ja spüren, daß ich die ehrlichste

Haut von der Welt bin! Kein Falsch weder in der Seele noch am Leibe, — außer der hinterlistigen Stangenpomade, die meine frühergrauten Haare an den Schläfen verdeckt und die Du — die Haare, nicht die Pomade, — so gerne büschelweise als Andenken haben möchtest! So ist Deine Amelie! kein Trug, kein Lug, keine unreinen Gedanken, die Seele voll unendlicher Begeisterung für Wahres, Schönes, Hohes, Edles, das Auge immer offen für Kunst und Natur, einen kindlichen Sinn ohne Neid, ohne alle Mißgunst, fern aller Koketterie und Gefallsucht. Das Herz voll, übervoll, glühend zu lieben, sich feurig hinzugeben dem angebeteten Manne und dem nicht zu bewältigenden Drang, „Vortreffliches" auf der Bühne zu leisten, eine große, sehr starke Neigung zur Heiterkeit und zum Lachen — und doch auch leicht zum Weinen gereizt! —

Das so ungefähr ist das Bild, das innere Gemälde Deiner neuesten Freundin mit dem alten Kopfe! Alt ist sie, Deine Freundin Amelie, ja wahrlich, auf Deine frühere Liebe paßt jetzt die Amelie nicht, aber Du willst es ja so, so hab' es denn, Tyrann! Mach' Dir kein süßes Bild zurecht, denn Du hast mich das letzte Mal abends bei Lampenlicht, also geschminkt und verschönert, gesehen. Bei Nacht sind alle Katzen grau, aber bei Tage sieht man anders aus, da kommen die falschen Haare, die bösen Falten hervor, wahrlich, ich spaße nicht, Hänschen! Nun schlafe wohl, es ist spät, sehr spät geworden! Mitternacht vorüber! Welche Stille im Hause, auf der Straße — überall Ruhe! Ich bin sehr müde, mein Herzerl, die Aeuglein fallen zu, der Sandmann kommt, will „heiderln" gehn! Eia-

popeia, bin ich nicht ein ganz kleines ungezognes Kind? Nochmals schlaf' recht wohl und träume nicht zu viel von mir! Es ist nicht recht gesund! Ich will Deine Antwort auf diesen Brief abwarten, früher will ich nicht mehr schreiben, denn da ich Dir jetzt täglich schrieb und immer dasselbe Thema variirte, so warte ich nun Deinen endgültigen Entschluß auf diesen Brief ab, ob Du mit mir reisen willst! Leb' wohl! Schlaf' süß, ich will's ebenfalls versuchen, süß zu schlafen! Weißt Du, was ein süßer Schlaf ist? Und was der süßeste? Herzensfreund, mein Heinrich, lebe wohl und glaube, daß ich Dich nie täuschen werde! Glaubst Du's? Ja! gelt? Deine treue Amelie!" —

Und nun ein zweiter Brief:

„Mein Heinrich! Vergib mir die wenigen Zeilen, ich bin krank und im Bette! Ach wenn ich gesunde, will ich mit Dir ziehen, wohin Du willst, auf einige Wochen in einen stillen Badewinkel, wo's billig und recht einsam ist, wo das verfluchte Menschenpack, der Philisterhaufen, nicht hinkommt, wo's nur Hasen und Rehe, Vögel und Katzen gibt. Da wollen wir uns niederlassen, Heinrich, wie Noah in der Arche, und Ruhe und Vergessen aus einem still dahinfließenden Bächlein, wie die Griechen aus dem Lethequell, trinken! Da wollen wir träumen, lachen, singen, im Grase spielen und scherzen, bunte Steinchen suchen und Schneckenhäuser — ganz so, als wenn wir zwei allerliebste kleine Kinder wären! Ich will Dich blutwenig kosten, denn ich bin jetzt — wo sind jetzt die Zeiten der stolzen Aristokratin — ein furchtbar frugaler Mensch geworden, eine nüch-

terne Hausfrau, die mit Pellkartoffeln und Salz und Brot genug hat und frischem krystallklarem Quellwasser. Kaviar und Bordeaux soll aber auch nicht schlecht sein, Heini, habe ich mir erzählen lassen aus alten Zeiten! Haute sauterne ist meine Marke! — Aber baden müssen wir können an jenem Orte, das ist das Wesentlichste, und recht im eisigen Wasser, weil ich so nervös bin! Denke nach und hole mich bald, Heinrich, ich bin ganz zerstört von den vielen Sorgen und Aufregungen! Ich soll morgen aus Gefälligkeit die „Fürstin Udaschkin" in „Graf Waldemar" spielen, ich thu's — es belebt mich wieder, die Bretter zu betreten, die ich so sehr liebe. Dann aber bin ich ganz frei! Dann hast Du mich, so schnell Du willst! Du guter lieber Kerl, der mich nähren will, atzen, füttern, das arme Vöglein mit — fast fürcht ich es — mit seinem Herzblut! Denn ich glaube nicht, daß Du sehr vermögend bist! Aber sei es wie es sei, ich gehe mit Dir durch Dick und Dünn! Noch Eines, Mensch! Ich weiß, daß Du mich nicht fürs Leben in Ketten schlagen willst, wir bleiben beide freie Menschen! Gelt? Und wollen uns jetzt ein paar Wochen vergnügen. Antworte! Ich bin sonst besorgt. Ich bin und bleibe ein freier Mensch. Selbstständig von jetzt an bis zu meinem Ende! Tod allen Fesseln, ich hasse sie! Schreibe gleich Deiner Amelie."

Und hier ein dritter Brief:

„Mein Vielliebchen! Mein lieber treuer Freund, mein guter herzenslieber Heini! Ich schreibe Dir schon wieder im Krankenbette. Die Anstrengung war zu groß. Mit der Udaschkin habe ich einen sensationellen

Erfolg erzielt, bin achtmal gerufen worden, ohne Claque, das Parterre und die Logen applaudierten wie närrisch. Mensch, ich soll diabolisch schön ausgesehen haben, sie waren rein weg, selbst der alte Regisseur D., der doch nur Eine Liebe, Eine Leidenschaft hat — die Flasche — schmunzelte, als ich die Bühne betrat, um aufzutreten, das will Etwas sagen! Kurz, mein Ensemble hat eine solche Wirkung hervorgebracht, daß ich Dir inliegend achtzehn Stück Briefe mit Liebesanträgen und Lobeserhebungen sende! Die Anträge sind „eindeutig“. Lies sie und denke Dir Deinen Teil! Ich trug natürlich rotblondes Haar, eine Prachtperrücke, ein Meisterwerk des Haarkünstlers. Dazu mein blasser Teint, ich schminkte mich wenig rot, kurz und gut, ein Prachterfolg! Nur mit den Rezensionen bin ich nicht zufrieden, aber das macht nichts. Ich habe ja Feinde zu Dutzenden. — Außer den Briefen kam einen Tag nach der Vorstellung ein jüdischer Bankier, sein Name ging auf Sohn aus, ich habe ihn wirklich vergessen, Herrensohn, Jakobsohn oder so etwas, und später ein bekannter Sportsman, Baron Z. von der Garde, persönlich und machten mir die verlockendsten Anträge. Ich bin zwar in deroutierten Verhältnissen, brauche das Geld wie das liebe Brot, aber verkaufen, mich verkaufen! Nimmermehr! absolument nicht! Ich jagte Beide zur Thür hinaus, als sie mit der Sprache herausrückten. Vielleicht, wenn Du mich verläßt und ich ohne Engagement bin, vielleicht greife ich dann in Todesnot zu, ehe ich mich töte; nein, schon dieser Gedanke erregt in mir Mordgelüste. O Heini, wie sehr liebe ich Dich, daß ich Dir so offen meine Seele

hinlege. Ich bin ein armer Kerl! Das Spielen hat mich wieder sehr angegriffen, ich liege tagsüber wie tot auf dem Ruhebette, um abends spielen zu können.

„Ich habe nämlich ein kleines Gastspiel abgeschlossen. Ich spiele heute die „Udaschkin“ noch einmal, morgen die „Lecouvreur“ und übermorgen — Du fällst um — ich die „Alte“, — die „Jane“ in der „Waise von Lowood!“

„Sei gut, mein Heini! Du hast, ich behaupte es frei und offen, noch keinen treueren Kumpan gehabt als mich, keinen besseren Kameraden. Hätte ich vielleicht „Freundin,“ „Geliebte“ schreiben sollen? In Gottes Hand, wenn es einen Gott gibt, liegt die Zukunft! Möge Er, dieser Urewige, Geheimnisvolle, in seiner Allbarmherzigkeit unsere Wege ebnen. Werde ich Dich wohl jemals wiedersehen? Mir ist so bang nach Dir. Manchmal bin ich weniger „Kamerad“ und ganz Weib! Ich möchte vor Freude weinen, wenn ich daran denke, daß wir bald zusammen sein werden und dann ans Meer, ans weite Meer gehen können. Thalatta! Thalatta! O, das heilige, ewige, weite große Meer. Wenn ich denke, daß wir am Strande der göttlichen See ein paar Wochen zusammen lebten, daß müßte wunderlieb und wundersüß sein. Früh aufstehn mit den ersten rotgoldenen Sonnenstrahlen, aufs blaue Meer hinaus, hinaus ins Unendliche schauen, dann am weißschimmernden Strande frühstücken, Thee, Crevettes, Hammelcotelettes, Pistolets mit Butter und gebratenen Kartoffeln, — ach Gott, ich werde mitten im Wonnemeer prosaisch, — dann im kühlen Zelt am Strande Zeitung lesen, dann Sardinen fischen gehn,

oder Krabben im Schleppnetze fangen, dann endlich ins Bad. Ach, so ein Seebad! Wie wollüstig reckt sich mein ganzer Leib bei dem Gedanken, die Silberwellen schmeichelnd um meine Glieder kosen zu fühlen. Heini, mein süßer Mann! ist Dirs beim ersten Seebad auch so ergangen wie mir? Gelt, nichts geht über ein Seebad. Dies Prickeln des Salzes, welches den ganzen Körper rosenrot färbt im Seewasser. Himmlisches Gefühl! Göttliche Stunden! Und nun weiter: Später Spaziergang, dann Toilettemachen. Diner, Siesta am Strande, eine Meerfahrt bei Mondschein — Heimkehr, Souper und dann Liebesgeflüster und Kosen — Ach, Heini! welch ein Leben, gleich einem Märchen aus Tausend und einer Nacht! Und dann wieder den folgenden Tag in Frieden und Freuden zu beginnen, und schön zu beschließen — in geistiger Uebereinstimmung und Harmonie! So, so, mein Heini, denke ich mirs schön, ein Liebesleben so innigtraut, so harmonisch sphärenhaft! Gelt? Ach Kind, wäre ich jemals an den rechten Mann gekommen, es wäre mit mir anders, besser geworden. Ich bin ein Schatz. Es liegen Eigenschaften in mir, die den Mann beglücken müssen! O glaub mir's, ich kann unendlich glücklich machen — wie mich auch Andere unendlich glücklich machen müssen, damit ich sie lang liebe! Mein Sinn ist rein, mein Herz sanft, meine Seele so kindlich — aber trotzdem bin ich ein wilder Geselle oftmals. Du verstehst mich halb, — gebe Gott, daß Du nie in die Lage kommst, mich ganz zu verstehen. Gute Nacht! Es ist zehn Uhr und im Bette auf der rosaseidenen Decke läßt sich schwer sogar mit

dem Silberstifte schreiben! Schlafe wohl, mein Liebling, ich bin Dir gut und bleib's mein Lebenlang! Mit zahllosen Küssen Deine Amelie!"

Ein vierter Brief:

„Geliebter süßer Heini! Also wirklich und wahrhaftig ans Meer! Mit Dir ans Meer! O Gott, welche Freude, ich zittre und bebe aus Lust. Mit Dir ans Meer! O komme bald, bald! Mit welcher Sehnsucht gedenke ich des Meeres, dort habe ich oft Kräftigung gefunden und dies thäte mir jetzt erst recht Not. Das Strandleben gewährt eine Wonne, die ich ähnlich nie von anderen Menschen schildern hörte, auch nie gelesen habe. Ein so wirklich echt poetisch geartetes Menschenkind wie ich, fühlt sich im Berühren mit der erhabenen Natur am wohlsten! O Heini, Du kennst mich noch nicht, Du standest mir jahrelang zu fern. Das Menschenpack ist mir im allgemeinen immer verhaßt gewesen und die Einsamkeit mein Labsal — selbst im Glücke! Das Meer ist meine Mutter! Am Schwanenbusen dieses allgewaltigen, urewigen Elementes habe ich meine schönsten Märchen im Geiste geschrieben, es hat seine mächtigen, dunklen Schleier gelüftet und mich gleich einem schilfbekränzten Meerweib in seine feuchten tiefen, meertiefen Geheimnisse blicken lassen!

Ans Meer zieht's mich ewiglich, dämonisch! zauberisch! Ein Märchengefühl überkommt mich. Ich höre ein Klingen und Singen wie dort, wo „Vineta", die prächtige Stadt, versunken ist. Ich lebe und webe nur auf den Silberwellen. Mit offenen Haaren, ohne Hut und Schirm, Hals und Brust der würzigen köst-

lichen Luft preisgebend, weit hinausrudernd, segelnd — o, dann atme ich tiefbefriedigt auf! O Heini, dann kam der Geist des Herrn über mich, ich wurde zur Dichterin, Prophetin — lechzend nach dem unbekannten Etwas, wie Rabelais in seiner Sterbestunde sagte, habe ich oft die Arme ausgebreitet, das göttliche Meer zu umfassen — mag es still sich im frohen Behagen zu meinen Füßen kräuseln — mag es im rasenden Sturme erbrausen, daß die Fugen des Bootes erkrachten — immer und immer zog es magisch seine Kreise um mich. Wie oft stand ich vorn im Boot und wollte den Sprung wagen ins Jenseits, von wo noch kein Wanderer kehrte außer Orpheus den süßen Sänger — den Sprung in den Schooß meiner geliebten Mutter! Ja, ja, ich hörte es dort unten oft sehnsuchtsvoll flüstern — es zog mich hinab — hinab. — — Doch vergieb der Schwärmerin! ich habe mich heute so weggewendet von allem irdischen Leid und Glück, daß ich mir wie ein Seraph mit Schwingen vorkomme!

Du lachst wohl über Deine alte Amelie! Nein, Heini! thu' es nicht! Ist es doch ein wundersam himmlisches Empfinden, dieses Schweben in überirdischen Regionen. Hoch über Erd' und Meer! Mein innerer Reichtum, mein tiefstes Seelen- und Gedankenleben, meine Verständnisinnigkeit für die Natur gäb' ich um keinen Preis, um keinen eitlen Glanz der Erde hin. — Das glaube mir! Und nun lebe wohl, süßer Junge! Doch merke Dir: nimm mich wie ich bin und denke nicht daran, mich anders zu formen. Ans Meer! Dein Meerweib! Deine Amelie!"

— — — — — — — — — — — — — —

Der böse Zufall ließ uns nicht das Glück erleben, damals ein paar Wochen im heiß von ihr ersehnten Meerbade zuzubringen.

Amelie versank wieder in lange Krankheit, die sie an den Rand des Grabes brachte.

Erst jetzt war es mir wieder vergönnt, die Teure zu sehen, da mich Berufsgeschäfte längere Zeit nicht aus meinem Domicil zu M. fortließen, und darum fuhr ich gegen P.

— — — — — — — — — — — — — —

II.

Die Eisenbahnfahrt war, Gott sei Dank! zu Ende. Ich bin in P. am Ziele meiner Reise. Bei ihr! Welch' eine liebliche, herrliche Gegend! Diese sanftgeschwungenen Linien der Berge entzückten mich nach dem öden Flachlande im ehemaligen Königreich Hannover, wo höchstens eine sich mit ihren Flügeln gespensterhaft drehende Windmühle die ewige Monotonie der Gegend unterbrach. Hier gab es Berge, Wälder, hier floß in der Nähe die grüne Weser durch üppige Fluren, hier regte sich wieder mein Herz, welches im Haideland, wie in einem Zauberschlummer gefangen, dahinsiechte!

Ich hatte bereits in meinem vielbewegten Leben die meisten Badeorte Europas besucht, ich war in Nizza, Vichy und Biarritz, in Ostend und Blankenberge, Scarborough und in Brighton gewesen, kannte natürlich die meisten deutschen und österreichischen Badeorte, ich stand am Sprudel in Karlsbad, zog aus dem kleinen Teiche der Stöklmühle in Franzensbad eine Dame, schlenderte

in den kühlen Wäldern Marienbads oder im Parke der Fürstin Clary in Teplitz, bestieg die Berge Ischls und Aussees, wohnte im Stephanienbad in Baden-Baden, verlor meine Napoleons mit allem Anstande in Homburg an den Taunusquellen oder im Kurhause zu Wiesbaden, besah mir die zierlichen Villen und Brücken in Ems und Kissingen; aber bis nach P. im Norden trug mich nie mein nimmerrastender Wandertrieb. Das vermochte allein der stärkste Motor meines Lebens, die Liebe! Und jetzt gar die Liebe zu einer bald vierzigjährigen leidenden Frau! —

Mit wilder Hast sprang ich nun aus dem Waggon, ließ Gepäck und Omnibus, der mich ins „Badehotel“ bringen sollte, im Stich und eilte atemlos zu Fuß zu ihrem kleinen Häuschen, das sie mir bereits in ihren poetischen Briefen so herrlich und deutlich schilderte, daß ich gewiß war, es auch ohne Wegweiser in diesem mir zwar wildfremden Orte zu finden.

Endlich sah ich es vor mir auftauchen, der Weg vom Bahnhof zur Stadt war eben nicht kurz und ich hätte doch den Wagen benützen sollen, denn bestaubt und beschmutzt kam ich vor demselben an. Es lag abseits des Brunnens unter herrlichen Blutbuchen versteckt. Als ich ankam, hörte man von ferne die Klänge des Kurorchesters aus der großen Allee leise herübertönen.

„Wohnt hier Frau Amelie Hertz?“ frug ich mit vor Aufregung bebender Stimme ein auffallend schönes Dienstmädchen, in die alte Landestracht gehüllt; sie hatte gelbes Haar, das in langen Zöpfen bis auf den

Boden fiel; eine Art Urdeutsche aus dem Stamme der Katten — so kam mir das riesengroße Frauenzimmer vor, welches wie ein Bild aus den Zeiten der Cherusker die Pforte des Hauses hütete. War ich ja in der Nähe des Teutoburger Waldes!

„Er ist es," ertönte es feenhaft, glockenhell von oben und Amelie erschien an der Treppe mit leuchtenden Augen. Aber keine alte Frau trat mir entgegen, nein, eine wahrhafte Ninon l'Enclos, eine Kleopatra, eine Mars, die alle wahrhafte ewige Jugend schmückte! O! ich werde diesen Anblick nimmer vergessen!

Ein einfacher hellblauer Schlafrock aus Cashemir floß um ihre hohe, majestätische Gestalt, nur in etwas die üppige Hüfte markierend. Den herrlichen, weißen, marmorgleichen Schwanenhals, um den ein sechszehnjähriges Mädchen diese Frau beneiden konnte, zierte ein tief ausgeschnittener weißer Kragen, so daß die halbe jugendlich prangende Büste zu sehen war. Das schöne cendréefarbene Haar flog ihr offen über Stirn und Schulter.

Starr und wie traumbefangen stand ich vor diesem Götterbilde! Sie war schöner als auf dem Theater! Ja, ja! Heute ist's ja Tag, dachte ich, heute strahlt ja die verräterische Sonne, keine Schminke verhüllt die Wahrheit, keine dunkle Kulisse mit ihrem Dämmerlicht übt ihren Zauber. Ist dies die Göttin der Jugend selbst? — So war sie ja vor zwanzig Jahren! — Ist dies eine Fee, oder ein menschliches Wesen aus Fleisch und Bein? An Venus Cypria dachte ich bei ihrer göttergleichen Jugend! — Ich war wie von Sinnen. Da lag sie

aber schon an meinem Halse, umklammerte mit der Rechten meinen Nacken und zog mich an sich, streichelte mich wie ein kleines Kind.

„Heinrich! Goldiger Heinrich! Ach, Deine herrlichen Briefe!“

„Und erst die Deinen!“ rief ich.

„Nein, Deine, die geben den Ausschlag! Da hast Du mich, da nimm mich!“ Und ein süßer Kuß verschloß mir den Mund.

Ich raffte mich endlich zuerst auf; wir wurden ruhiger, aber aus dem Staunen, Bewundern kam ich nicht heraus und sie sagte endlich, sanft vor sich hin lächelnd:

„Heini, Heini! ich muß doch noch schön sein. Auch ohne meine geliebte rote Prachtperrücke!“

Und nun begann ein herrliches idyllisches Zusammenleben, eine Zeit der Wonne und Seligkeit, Stunden wie sie jeder Sterbliche nur einmal hienieden genießt, Stunden, die nicht mit Worten zu schildern sind.

Unser Zustand hatte einige Aehnlichkeit mit Armand Duval und Marguerite Gautier, eigentlich mit dem jüngern Alexandre Dumas und jenem dämonischen Weibe, seiner Geliebten, die er unter jenem Namen schilderte, denn jene Marguerite Gautier lebte ja wirklich, und Alexandre Dumas, der Sohn, hatte sie so wahnsinnig geliebt, daß er sich selbst im Romane als „junger Duval“ incarnirte.

Wohl war unser Verhältnis reiner, edler, und Amelie keine Vertreterin der Demi-Monde — doch leichtsinnig genug für eine Dame aus der Gesellschaft!

Aber Aehnlichkeit, traurige Aehnlichkeit hatte unser Zustand doch mit jenem Paare, ein krankhafter Zug ging auch durch unsere Liebe, eine Ueberschwenglichkeit, die nichts Gutes für die Länge der Zeit verhieß. Sie war Schauspielerin, ich damals noch Offizier und nebenbei Schriftsteller unter fremdem Namen, Heinrich von Münster (meinen Familien-Namen hatte ich als Militär nicht auf den Titel meiner Bücher setzen wollen). Man hätte denken sollen, daß unsere beiderseitigen poetisch angelegten Naturells sich vertragen, ergänzen sollten, und daß wir uns glücklich fühlten. Es war dem nicht so. Sie war, wie früher, eine durch und durch aristokratisch angelegte stolze Natur, geschaffen zum Befehlen, eine Prinzessin des Zaubermärchens, die nur in die Hände klatscht und goldene Paläste vor sich aus dem Nichts aufsteigen sieht; ihre Bewegungen waren majestätisch, ihre Schritte, ihr Gang voll Grazie und Würde, ihre Worte immer voll Poesie — vielleicht etwas zu deklamatorisch, zu heroinenhaft für den gewöhnlichen prosaischen Verkehr. Wenn sie den Thee mir kredenzte, dachte ich an Hebe, die den Göttern Griechenlands Nektar und Ambrosia schenkte.

Ich hingegen war, trotzdem ich wie Theodor Körner Leier und Schwert führte, ein abgesagter Feind der Ueberschwenglichkeit im Leben, sowie überhaupt im gesprochenen Worte. Ich hatte die Ueberzeugung und habe sie noch, daß man sich im traulichen Gespräche, daheim am Kamine, etwas gehen lassen soll, daß man die Worte da nicht, wie auf dem Theater oder in Romanen, auf die Wagschale legen, ein bischen Un-

klarheit, ein bischen Hausbackenheit nehme ich da sogar von dem Gebildetesten gern in den Kauf. Aber diese wohlgesetzten und gedrechselten Perioden beim Ausbruche einer großen Leidenschaft, einer großen Zärtlichkeit, bei starken Empfindungen kamen mir oft gemacht vor, ich stutzte. Ja, ich fand dann öfters die originellsten Redewendungen Amelies geschraubt, unnatürlich, ich fing an, leise Zweifel zu hegen, ob dies auch Wahrheit sei.

Das Ganze war oft so affektiert theatralisch. Und ich hasse das Theatralische im Leben. Oft beim Lesen von Romanen und Novellen, besonders wenn ich die herrlichen, schöngebauten, an Goethe's Prosa gemahnenden Sätze der Heldinnen Paul Heyses in den Meraner Novellen las, dachte ich: „Dies ist unnatürlich, so redet im Leben niemand, und am allerwenigsten eine italienische oder tiroler Bäuerin." Aber ich habe mich getäuscht, Amelie redete Heyse; bei ihr war, wie gesagt, jeder Zug groß, malerisch, theatralisch, jeder ihrer gesprochenen Sätze ein vollendetes Kunstwerk, ihre Briefe Meisterstücke des Stils. Eine deutsche Frau von Sevigné! Es war einmal ihre Natur! Es giebt eben Menschen, die anders geartet sind, als die gewöhnliche Dutzendwaare, welche die Länder füllt. Sie war ein Theaterkind, hatte mit sieben Jahren schon an einer kleinen norddeutschen Bühne, wo ihr Vater Souffleur war, Kinderrollen gespielt, sie hatte sich damals die Theatergesten zu fest eingeprägt, sie wurden ihr zur zweiten Natur fürs ganze Leben. Dabei hatte sie einen durchdringenden Verstand, eine große Bildung und eine bedeutende Vorliebe für Alles, was die Bühne

und ihre Leitung betraf; dramaturgische Gespräche zu führen, war eine Leidenschaft von ihr.

Eines Tages saßen wir in ihrer kleinen Geißblattlaube, ich war zärtlich gestimmt wie immer und bat um einen Kuß, sie aber hatte heute wieder ihren „dramaturgischen Tag" und sagte wie ein würdiger Professor:

„Alles hat seine Zeit, sagte der alte König Salomo, wir wollen heute vom Theater reden. Sage mir einmal, süßer Junge, findest Du nicht, daß die jetzigen Schauspielerinnen im Schauspiel (was der Franzose mit dem Worte „Komödie" bezeichnet) nicht den rechten Ton finden können? Entweder sind sie zu schwer, wie im fünfaktigen Jambenstück; oder zu leicht, wie im Bauernfeldischen Salonspiel. So antworte doch, angehender Dramaturg, wenn Du Dein Handwerk verstehst, und glotze mich nicht an, wie der Bauer den neuen Pfarrer bei der Predigt!"

Meine sinnliche Natur ließ mich sonst in ihrer Nähe schwer zur Ruhe kommen. Wenn ich ihren glühend heißen Atem in der Nähe verspürte, wenn ihre kleine schöne Hand in der meinen ruhte, da konnte ich weder geordnet denken, noch ruhig sprechen. Heute ermannte ich mich.

„Du hast Recht," antwortete ich, „es ist schwer, das Juste-milieu in diesem Falle festzuhalten, wiewohl dieser scheinbar gordische Knoten mit einem Worte zu zerhauen ist: Natürlichkeit! Wenn auch im Drama, in der Tragödie des höchsten Stils, Dramaturgen ersten Ranges den Vers wie Prosa zerhacken lassen, so bin ich doch

der Meinung, daß sie irren, ich halte es mit meinem Ideale, mit den Franzosen! Die zeigen uns da die rechten Wege. Der Franzose spricht seinen Racine oder Corneille im Théatre Français mit Pathos und Schwung, er spricht aber anderseits mit der vollendetsten Natürlichkeit in den Variétés und im Gymnase (nicht nur im Palais-Royal in der Posse leichtesten Genres). . . Alles zu seiner Zeit! In der Schauspielkunst giebt es einen doppelten Stil, den der Natürlichkeit und der absoluten Wahrhaftigkeit in der Komödie, und den des Pathos für die hohe Tragödie!"

Ich wurde nun warm und sie lauschte mit merkwürdigem, schmeichelhaftem Wohlbehagen meinen Worten.

„So gefällst Du mir, heute sprichst Du endlich vernünftig, wie es sich für einen Poeten gehört. Sage mir, hast Du je die Rachel spielen gesehen?"

„O ja, Amelie, in Paris und oft."

„O Du Glücklicher, für dieses Weib schwärme ich wie für keine andere Schauspielerin. Erzähle mir von ihr! von dieser herrlichen göttlichen Jüdin."

„Was soll ich Dir erzählen, was nicht Andere vor mir in Büchern weitaus besser dargestellt und beschrieben haben? Lewes hat soeben ein Buch über Schauspielkunst im allgemeinen und über Künstler und Künstlerinnen insbesondere erscheinen lassen, blättere darin, er sagt das Beste über diese größte aller Heroinen der Bretter. Denn weder die Georges, noch die Mars, weder die Schröder-Devrient noch die Ristori haben sie erreicht, geschweige übertroffen!"

„Ich will aber Dich, einen Augen- und Ohrenzeugen, hören. Sprich, wie sah sie aus? Im Leben, auf der Bühne, im Salon!“

„Erinnerst Du Dich jener schlanken Studie von Gerôme, die wir gestern photographisch nachgebildet sahen? So beiläufig!“

„Jene Koptin aus Aegypten im blauen luftigen Gewande?“

„Gerôme malte sie auch als römische Matronenstudie auf seinem berühmten Gladiatorenbilde: Morituri te salutant. Eine von diesen schlanken Römerinnen mit dem braunen Teint, dem langen ovalen Gesichte und den tiefdunkeln orientalischen Augen glich ganz der „herrlichen Jüdin“, wie sie der verstorbene Kaiser Nikolaus, der Beherrscher aller Reußen, nannte: La juive ravissante, als sie in Potsdam in den prächtigen Gärten, vor ihm und Friedrich Wilhelm dem Vierten, Bruchstücke aus Racines „Phèdre“ deklamirte:

„Que la foudre t'écrase!

Nikolaus, die harte Seele aus Stahl und Stein, wurde damals weich wie ein Mädchen.“

„Wie war ihre Gestalt?“

„Sie war gewachsen wie eine Tanne. Ihr dämonisches Auge leuchtete wie ein Karfunkel, ihre schwellenden Lippen waren korallenrot, und wie bezaubernd erst war ihr Lächeln! Wahrhaft niederschmetternd ihr furienhafter Zorn! Ihre Stimme wie eine tönende Erzplatte!“

„Und außerhalb der Bühne?“

„War sie blaß, etwas fahlgelb, die Bewegung des Körpers dennoch majestätisch, eine Königin inkognito,

dabei von großem sinnlichen Reiz für den Kenner! In dieser Hülle steckte eine heiße begehrliche Seele, sie war ein Vulkan, der auch im Leben im Sturme der Leidenschaft alles mit seiner Glut lavagleich überflutete."

„Hast Du sie auch im Lustspiel gesehen?"

„Wohl! aber die Rachel paßte ebenso wenig fürs Lustspiel wie die Ristori oder Clara Ziegler, wie alle jene Gestalten à la Brunhilde, jene Mannweiber, die, nachdem sie Eichen gespaltet, Veilchen werden wollen! — Am besten findet sich von den großen Tragödinnen noch Charlotte Wolter in dies Fach, wiewohl die schweren Accente der Tragödie auch ihr im Lustspiel noch an der Zunge kleben. -- Ich sah die Rachel in „Horace et Lydie," ein Lustspiel im altrömischen Kostüm und in zierlichen Versen von Ponsard, dem Dichter der „Lucrèce". Ich glaube, er hatte das Stückchen eigens für sie geschrieben. Sie sprach die Alexandriner wunderbar leicht, mit unnachahmlicher Anmut, aber ich glaubte doch jeden Augenblick, — daß urplötzlich der Vulkan mit einer Eruption uns überraschen würde und das mühselig zurückgehaltene Feuer furchtbar losbrechen müßte. Auch bei der Ristori hatte ich einst denselben Eindruck, als ich sie mit Belotti-Bon im Lustspiele sah. Sie, die als Maria Stuart bei den Worten:

Il trono d'Ingelterra e profanata
Duna bastarda

wahrhaftiglich an die Rachel gemahnte, ebenso als Pia di Tolomei und als Medea, war für das Lustspiel zu kolossal in der Farbe, in den Formen, und zu schwer im Worte! Auch die jetzige Nachfolgerin der Rachel

im Theatre Français, Frankreichs beste Schauspielerin, Sarah Bernhardt, ist besser in der Komödie als in der hohen Tragödie Corneilles. Ueberhaupt verschwindet auch in Frankreich nach und nach der große Stil, und die bürgerliche Sittenkomödie, die Beaumarchais gegründet und welche die neueren modernen Franzosen auf die äußerste Spitze des Effektes getrieben, verdrängt den Kothurn und schafft nur Schauspieler und Schauspielerinnen für das gewöhnliche Leben. Die ideale Seite dieser Kunst verliert dadurch, und das Erhebende, wie es vorherrschend bei den griechischen Klassikern und ihren Nachfolgern, den Franzosen und Spaniern zu finden war, macht jetzt nur dem Belebenden Platz. Ein Zug der so materiell gewordenen Zeit geht leider durch alle literarischen Produktionen der Epigonen."

Wir waren im besten Zuge — da kam das Mädchen aus dem Hause und meldete den Besuch des Herrn Woldemar Gimmer.

„Gimmer, Gimmer," sagte ich, „der Name kommt mir so bekannt vor, Amelie! wo hörte ich nur schon diesen Namen?"

„Vielleicht in J., er war damals mit mir engagiert," sagte sie etwas befangen.

Herr Gimmer trat in die Laube, er war ein Schauspielerexemplar nach der Elle oder nach dem Meter, glatt rasiertes, etwas jugendlich feistes Gesicht, zwischen vierundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, kurzgeschnittene Haare, eleganter Anzug, affektierte langsame norddeutsche Sprechweise und besonders das „r" betonend, kurz und gut: eine Dutzenderscheinung, im Ganzen und Großen aber ein hübscher Mensch.

Amelie verfärbte sich, als er ihr galant nach süddeutscher Sitte die Hand küßte.

Eine kleine, ganz kleine eifersüchtige Regung ging urplötzlich durch mein Gemüt, eine Art Eifersucht, wie sie mich immer bei Frauen befiel, deren Besitz mir nicht recht sicher war, und bei deren Liebesbeweisen ich von heute auf morgen immer für den Bestand unseres Bundes fürchten mußte. O! diese Priesterinnen Thaliens! sie haben mir nicht nur süße, sondern auch höchst qualvolle Stunden bereitet! Nicht daß der Vorwurf gerechtfertigt wäre, daß Gold und Diamanten allein ihre Herzen gewönnen. O nein! Viele sind zwar käuflich — aber es gibt auch edle große Ausnahmen; freilich, zwei Drittel sind gewiß leichtfertig. Ist es ein Wunder? Die Versuchungen lauern auf allen Seiten, überall Wölfe, die das zarte Lamm mit ihren Zähnen zerreißen möchten und auch die Anständigste oft zu Falle bringen, wenn sie nicht charakterfest wie Lucretia, reich wie Kleopatra ist, oder nicht das Glück hat, früh in den Hafen einer glücklichen Ehe einzulaufen. Eine Frau, ein Mädchen beim Theater ist täglich, ja fast stündlich der Gefahr ausgesetzt, erobert zu werden; hier stellt ihr der Direktor nach, dort ein Regisseur; weist sie diesen zurück, so ist der Intendant glücklicher, oder ein einflußreicher Redakteur oder Feuilletonist; sind auch diese Sturmangriffe von Excellenzen und Federhelden abgeschlagen, so kommt ein junger Seladon von Schauspieler, der ihr als Romeo zusetzt, sie derart anschmachtet und anfäuselt, daß sie eines Tages auch eine kleine menschliche Schwäche verspürt und erst den Kopf und

dann Herz und Tugend verliert! Ja, entgeht sie endlich allen diesen Lockungen, so sind es oft die Diamanten eines Bankiers, deren Glitzern zu verführerisch, zu machtvoll auf ihre weibliche Eitelkeit wirkt! Ueberall fliegen die goldenen Pfeile und Pfeilchen des kleinen Liebesgottes auf den Brettern hin, welche die Welt bedeuten, und eines dieser Dingerchen muß sie endlich notgedrungen durchbohren...

Um wieder auf Gimmer zu kommen, mir gefiel dieser Mensch ganz und gar nicht, auch sahen wir uns gleich das erste Mal so eigenartig, wie Katze und Maus, an. Mir fiel während unseres Gespräches ein, welche große Kluft im Ganzen zwischen Schauspieler und Schriftsteller in Deutschland herrscht! Und mit Recht. Der Dichter ist doch meist, auch der talentschwächste, gebildet, der Komödiant ist es viel seltener; der Dichter ist milde gegen das Publikum und erträgt meist mit stoischer Ruhe, ja mit stiller Resignation das Urteil der Kritik, der Schauspieler ist hochfahrend und möchte, wie es leider in vielen Fällen geschehen, gleich mit roher Kraft dreinschlagen, wenn in dieser oder jener Zeitung durch Tadel ihm Recht oder auch oft Unrecht geschehen. Nie hätte ein Dichter sein Rachegefühl so weit getrieben wie Fabre d'Eglantine, der schlechte Schauspieler, der die Einwohner jener Stadt in Frankreich, die ihn, den erbärmlichen Mimen, einst unbarmherzig ausgepfiffen — nach Hunderten guillotinieren ließ — nie, sage ich, hätte dies ein noch so geschmähter und durchgefallener Poet gethan, denn ein anderes höheres Herz wohnt in seiner Brust! Die Komödianten berufen sich alle auf des Dichters Worte:

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze."

Deshalb können sie auch bei Lebzeiten niemals genug an Beifall, Geld und Blumenkränzen konsumieren. Da waren mir die alten Zeiten lieber! Man lese die Memoiren von Theatercelebritäten wie Schroeder, Marr, Anschütz-Genast, Schmidt, Karoline Bauer, Devrient 2c. Dazumal galt der kleinste Dichter Etwas, und auch vor dem Stümper zog der Seelenmaler ehrfurchtsvoll seinen zerknitterten Hut in Demut und Bescheidenheit. Seit aber die materielle Stellung der Schauspieler eine viel bessere als die der Dichter geworden, seit Emil Devrient auch die gesellschaftliche Stellung des Standes derart gehoben, daß man ihn, den ersten Schauspieler nach Iffland, mit einem preußischen Orden geschmückt, seit sie, dank der Theater- und Gewerbefreiheit, zu Tausenden Deutschland überfluten, ist es ganz anders im lieben Vaterland geworden! Die paar Dutzend Dichter werden von ihnen vollständig in den Hintergrund gedrängt! . . .

Der Mime und nicht der Dichter beherrscht nunmehr das deutsche Theater. —

Herr Woldemar Gimmer gehörte zu jener merkwürdigen Species von Schauspielern, die das Theater als einen wohlassortierten weiblichen Harem betrachten, allwo man, wie im siebenten Himmel Muhameds des Propheten, nur zu wählen braucht, um das höchste Glück der Gläubigen zu genießen; sonst ist jener Gattung das Theater ein Institut, welches seinen Mann nährt, wo man Abends, nachdem die Rolle gut oder schlecht herabgeleiert worden, ins Wirtshaus geht, oder zu seiner Geliebten, nichts Rechtes thut und ein ungebundenes

Leben führt — die Kunst ist ihnen, mit einem Wort, ein Handwerk wie jedes andere.

Mit Vorliebe sucht die Species Gimmer meistens bemittelte ältere Kolleginnen oder reiche Witwen, geschiedene Frauen aus wohlhabenden Familien, für ihren Harem zu gewinnen, und es ist nichts Seltenes, daß derlei Subjekte, welche aus ihrer Liebe ein Geschäft machen, mehrere Ideale zu gleicher Zeit anbeten und ausbeuten.

Wir leben ja in einer praktischen materiellen Zeit und selbst arme Aristokraten verschmähen es nicht, von der Gage ihrer Frau, die beim Theater sich plagt, zu leben, andere gar, die verkommeneren, begleiten Künstlerinnen, auch ohne getraut zu sein, auf ihren Reisen, und teilen den Gewinn — den redlichen und den unredlichen! So weit ist es gekommen! Lieber Leser, glaube ja nicht, daß ich übertreibe, daß Haß oder Parteilichkeit aus mir spricht, ich liebe die Kunst und die Künstler, aber ich erzähle die lautere Wahrheit, solche Auswüchse existieren in Menge. Ich kann Fälle genug aufführen. Die Geschichte vom „schönen Heribert" soll es gleich beweisen.

Fräulein Galetti war eine ebenso geistreiche als talentlose Schauspielerin, aber eine interessante Erscheinung, sie gehörte zu jenen Priesterinnen Thaliens, welche mehr ihren eigentlichen Wirkungskreis im Leben als auf der Bühne suchen und finden. Ein polnischer Fürst, ein bekannter Schriftsteller, der zeitweilig in Deutschland lebte, für gewöhnlich war die Seinestadt sein Domizil, wurde ihr Favori. Nachdem er ein und ein halbes Jahr mit ihr gehaust und Unsummen verschwendet, war er ge-

zwungen, nach Polen zu seinem Vater zurückzukehren. Ich war beim Abschied gegenwärtig, sie entließ den physisch und materiell zu Grunde gerichteten Prinzen kalt, ohne Regung ihres Herzens.

„Jetzt bist Du frei," sagte ich ihr eines Tages lachend, „darf ich Dir mein Herz zu Füßen legen?"

Sie zeigte hohnlächelnd ihre Perlenzähne.

„Dich?! Gott behüte mich! Ich brauche entweder einen Goldmenschen — einen Krösus —"

„Wie den Fürsten, den Du ruiniert hast! ich bedaure ihn. Der Arme! Er war so verliebt."

„Pah, jeder Mann, der sich ruinieren läßt, verdient kein Mitleid; ein gescheidter Kopf läßt sich eben nicht zu Grunde richten — oder ich bedarf eines Sklaven! — Du hast nichts von Beiden. Ueberhaupt habe ich schon meine Wahl getroffen, ich nehme den langen Heribert zu meinem Geliebten!" —

Es war ein junger Schauspieler, der an derselben Bühne mit Fräulein Galetti engagiert war.

„Er ist bildhübsch, jung, ein Riese, hat kein Geld, viele Schulden und muß gehörig Ordre parieren. Ich werde ihn nächstens montieren. Ich will es einmal mit einem Sklaven probieren. Diamanten habe ich vorderhand genug und auch einiges Vermögen!"

„Was verstehst Du darunter, Heribert zu montieren?" frug ich naiv.

„Einfaltspinsel! Ich werde vor allem seine jüdischen Gläubiger kommen lassen und wie ein Advokat seine Schulden auszugleichen suchen, ich werde ihm ferner eine beträchtliche monatliche Zulage anbieten."

„Und Du glaubst, daß er darauf eingeht? Heribert sollte —“

„O Du Narr, mit Vergnügen wird er darauf eingehen, er brennt vor Verlangen —“

„Nach Deiner Liebe! Das ist glaubhaft, aber nach einem solchen caudinischen Joche. Unmöglich! Ich hielt ihn bis jetzt für einen Burschen voll Ehrgefühl —“

„Ehrgefühl! Armer Sterblicher! Er lebt ja seit Jahr und Tag mit der geschiedenen Frau unseres früheren Direktors, sie hat ihr bischen Vermögen bei diesem Verhältnis eingebrockt und in den nimmersatten Mund seiner Gläubiger gesteckt. Freilich, die Alte wird wüten, wenn ich ihr den schönen Heribert abfische — aber er gefällt mir und ich bin, wie Katharina von Rußland, nicht gewohnt, in solchen Dingen lang zu zaudern und zu überlegen. Ach, diese Kaiserin bewundere ich, ich lese soeben ihre Memoiren, die Alexander Herzen herausgegeben! — Welch ein bewundernswertes Weib! Und auch diese Daschkoff! Welch ein Musterbild einer galanten Frau! Ein Weib, welches als Offizier die Wache bezieht!“

Einige Monate darauf traf ich Fräulein Galetti auf der Straße nach langer Trennung.

„Nun,“ frug ich, „wie geht es? Bist Du mit Deiner neuen Eroberung zufrieden? Liebt Ihr Euch recht zärtlich, Du und der schöne Heribert?“

„Ganz und gar nicht! Der Mensch ist gar zu unverschämt und nicht zu befriedigen! Er weiß, daß ich ihn gern habe und dieses Bewußtsein macht ihn

geradezu insolent. Ich hatte alle seine Schulden zu bezahlen, später wurden mir aus seinem früheren Engagement in Frankfurt am Viktoriatheater noch einige Wechsel präsentiert — ich zahlte auch diese. Uhren, Ringe kann ich ihm nicht genug schenken, er ist ein Nimmersatt und dabei habe ich den Verdacht, daß er mich eigentlich gar nicht liebt! Oh! je le déteste! ah, ce monstre! Aber hübsch, sehr hübsch ist er! — Leider! — Apropos! Nimm heut Abend den Thee bei mir. Wir wollen gemütlich plaudern, nach Deiner langen Abwesenheit von B."

„Aber er? Heribert wird kommen!"

„Ich schreibe ihm ab. Er ist mein Sklave, er hat keinen Willen, er muß thun was ich will. — Ich bezahle ihn. Also heut Abend zum Thee!" —

Sie reichte mir die Hand und stieg in ihren Wagen, der sie in die Probe führte. —

Dies ist eine wahre Episode aus meinem Bühnenleben. Welch ein Sodom und Gomorrha! wird der entrüstete Leser ausrufen. Mit Unrecht, auch in der bürgerlichen Gesellschaft sind Szenen à la Heribert nichts Seltenes, nur entziehen sich diese Romane mehr der Oeffentlichkeit. In allen Schichten der Gesellschaft gibt es solche Subjekte, solche Heriberts; sogar in der Aristokratie. — Blaublütige Heriberts!

Gimmer war eigentlich ein zweiter Theater-Heribert! Auf den ersten Blick erkannte ich ihn, wiewohl er seinen Pferdefuß etwas versteckt trug — dieser Satan! Ich merkte in kurzer Zeit, daß er nicht das geistvolle,

schöne, wenn auch schon halb verblühte Weib aufgesucht — sondern die Frau, die, in Jahren vorgeschritten, desto mehr die Jugend liebt und sich vielleicht für die Jugend opfert! Und Herr Gimmer suchte und brauchte opferwillige Gemüter. Nicht mit Unrecht schloß er, daß die ehemalige Gräfin nicht ohne Mittel sei und daß bei ihr eher etwas zu holen als bei den übrigen Kolleginnen. Herr Gimmer geruhte, mir einige dicke Schmeicheleien zu sagen. Er sprach von meinen Werken, die er wahrscheinlich nie gelesen, er suchte mich von allen Seiten mit gleißnerischer Liebenswürdigkeit zu umgarnen, er fühlte wahrscheinlich instinktiv, daß ich noch sehr fest im Herzen Amelies sitze und nicht gar so leicht daraus zu verdrängen wäre.

Ich gab sehr kurze Antworten — das Gespräch stockte jeden Augenblick; auch Amelie schien befangen, und nach einiger Zeit empfahl er sich.

Amelie schaute bald mich bald ihn an, als er sich zum Fortgehen anschickte, ihr Antlitz war gerötet und ihre Hände spielten krampfhaft mit der Quaste des Divanpolsters, den sie auf die Gartenbank gelegt hatte.

„Du hast dem guten Gimmer wehe gethan, er ist ein so netter Junge. Dein Stolz hat ihn gewiß verletzt. Mich verehrt er wie eine Heilige, gewiß — lache nur — es ist wie ich sage — wie eine Madonna!“

„Schwärmerisches Gemüt,“ konnte ich mich nicht enthalten, mit ironischem Lächeln auszurufen. „Dieser Gimmer, liebste Freundin, gefällt mir ganz und gar nicht!“

„Dir gefällt niemand, der für mich etwas Sympathisches hat! Du bist an unrechter Stelle eifersüchtig. Der arme hübsche Junge!"

„Amelie! Du hast mir oft gesagt, daß nur ein reicher Geist, ein edler Charakter bei einem Manne Dich fesseln könne, und jetzt wiederholst Du mir zum weiß Gott wievielten Male, daß Gimmer ein hübscher Junge sei! Glaubst Du nicht, daß mich diese Worte verletzen! Ich finde dies gerade so taktlos, als wenn ich Dir zehnmal in einer Stunde zurufen würde: Die Hetty Dankmar, die Soubrette, sei eine reizende Sirene, die mir gefährlich werden könne!"

„O," antwortete sie pikiert, „meine Berliner Freundin Hetty ist ein reizendes Wesen, und ich begreife ganz gut, daß sie Dir gefällt!"

„Sie gefällt mir aber ganz und gar nicht, mir ist es nicht im Traume eingefallen, sie je mit Dir zu vergleichen. Du ganz allein auf dieser Welt bleibst mein Stern, meine Leuchte! Mein einzige Amelie! Du und keine Andere!"

Und hingerissen vom Sturme der Leidenschaft, legte ich meinen heißen Kopf in ihren Schoß.

Mit leiser bebender Hand hob sie ihn auf und hauchte einen langen, langen Kuß auf meine glühende Stirn.

„Heinrich! Was hast Du? Du bist mir ja das Liebste auf dieser Welt nach meinen Kindern! Ich schwöre es Dir bei meinem Leben! — Bist Du nun zufrieden?"

„Ja,“ hauchte ich und schlang meine Arme um ihren süßen Leib.

Wer dachte in dieser seligen Stunde noch an Gimmer von uns Beiden? — —

Der Sommer ging zu Ende. Ich hatte mich in P. niedergelassen und viel gearbeitet. Inzwischen zogen die Badegäste in die Ferne und bald war der Schloßpark des Fürsten, alle Promenaden vereinsamt. Wir beschlossen noch vor unserer Abreise einen Ausflug nach der Grothenburg, dem Teutoburger Wald und den Externsteinen, zu machen.

III.

Heiliger Boden! Jedem Deutschen eine via sacra! Herrlicher uralter Eichwald, der du im Rauschen deiner Blätter verkündest urgewaltige Mähr, im Sturmessausen den Ruhm unserer Väter, die Gloria Germanias, den Sieg Armins!

Wie oft las ich als Knabe die Thaten von dir, stolzer Armin, Fürst der Cherusker, von Thusnelda, seiner Gemahlin, und von Segest, dem Verräter. Heiliges Feuer durchschauerte mein kindlich frommes Gemüt, wenn mir der greise Großvater von jenen Urzeiten erzählte, und es erbebte mein Herz in Wonne bei den Thaten der Helden, und im Geiste hörte ich den Imperator im goldstrotzenden Palaste Roms rufen: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“

Ich lauschte dem Schlachtliede der Barden, welches in der „Hermannsschlacht“ ertönte:

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;

Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeih'n;
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein!

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das du dir kühn erhöht,
Die Regung wird dich nicht beschleichen,
Die dein getreues Volk verrät.
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein,
Sei schrecklich heut im Schloßenwetter,
Und Blitze lass' dein Antlitz spei'n!

Hier in den Gefilden der Weser, in den Sümpfen und Urwäldern erlahmte die Kraft des weltbeherrschenden Roms, hier erstand Deutschland aus der Asche der erschlagenen römischen Legionen wie ein Phönix! Drum sei mir dreimal gegrüßt, du heiliger Wald mit deinen himmelragenden Eichen, mit deinen ehrwürdigen Baumkronen, du Zeuge so welterschütternder Thaten! In deinem Schatten will ich weilen und laut rufen auf luftiger Warte, den Blick weithin schweifen lassend auf herrliche Gefilde: Heil Deutschland, Heil Germania, Heil und Segen seinem Volke! Heil auch seinen zukünftigen Söhnen!

— — — — — — — — — — — — — —

Herrlicher, goldener Sonnenschein lag über der Gegend! Im perlenden Tau des Frühmorgens erstrahlten und erglänzten die duftenden Feldblumen auf dem Wege, die lieblichen gelben, blauen und roten Kinder des Wiesenplans. Den Himmel schmückte ein

so tiefes Dunkelblau, wie ich es nur im sonnigen Sorrent oder am Fuße des Aetna gesehen.

Von fernher tönten melodisch die Kirchenglocken im harmonisch gestimmten Geläute. Denn es war Sonntag und die festlich geschmückten Landleute, die Bauern und Bäuerinnen in ihrer merkwürdigen Tracht, wollten zu den Kirchleins, deren einige schon seit Carolus magnus Zeiten hier im Gefilde zerstreut lagen. Von Zeit zu Zeit fuhr bei uns ein leichtes Wägelchen vorüber, worin ein wohlhabender gutgenährter bäuerlicher Gutsbesitzer mit breitkrämpigem Hute, mit seiner Ehehälfte und seinen bausbackigen urgermanisch-gelbhaarigen Kindern saß. Freundliche Grüße wurden zwischen uns gewechselt und weiter ging's dann nach Bergheim, einem lieblichen Orte an der Straße nach Detmold. Mir war wunderbar beseligt zu Mute, die heitere herrliche Natur, die balsamisch würzige Luft, die erquickend mich umgab, das heilige Ziel meiner Jugendsehnsucht vor Augen, an der Seite ein engelgleiches Wesen, welches ich mit unendlicher Kraft meiner Seele liebte. Herz, mein Herz! was willst du mehr? Ich jauchzte vor innerer Befriedigung!

Und doch, wenn ich zeitweilig einen scharfen durchdringenden Blick auf Amelie warf, zogen leise Schatten über mein Gesicht und verfinsterte sich mein helles fröhliches Gemüt.

In sich gekehrt, saß sie seit einer Stunde da, selten daß ein Lächeln ihren schönen Mund umspielte; sie war offenbar in tiefes Nachdenken versunken. Ich

wollte sie nicht stören und ließ sie fortbrüten und sinnen. Auch ich versank in Nachdenken! —

Heilige Sabbathstille umgab uns! —

Da zog ein lustiger Handwerksbursch des Weges, eine blaue Blouse umschloß den Leib, hell flatterten seine langen lohgelben Haare in den Lüften, auf der Spitze seines Stockes balancierte seine Kappe, und fröhlich sang er in den goldenen Morgen hinein, mit nicht übler Stimme:

Ich hab meine Sach' auf Nichts gestellt,
Juvallera, Juvallera!

„Gott grüß Euch, guter Geselle," rief ich vom Wagen aus, froh über diese Unterbrechung, „und trinkt ein paar Schoppen auf meine Gesundheit!" Dabei warf ich eine Mark zur Erde.

Und der Bursch, indem er das Silberstück aufhob, sang als Dank:

Laßt uns trinken, laßt uns kosen,
Brüder, schmücket euch mit Rosen!
Schwestern, tanzt mit uns den Reihn!
Heute soll's gar lustig sein!
An der grünen Pader!

„Heinrich," fing Amelie an, „was ist das für ein Volkslied von der grünen Pader?"

„Ich kenne das Lied nicht, und finde auch nichts Besonderes an dem Singsang. Doch meinetwegen sollst Du nicht zu kurz kommen: Du sollst es sofort erfahren. He, Gevatter! Kutscher! haltet ein wenig Eure feurigen Rößlein!" Und nun rief ich dem Burschen zu: „Freund Landfahrer! woher ist dieses zweite Lied, welches ihr gesungen?"

Verlegen kratzte sich der Jüngling an den Ohren.

„Ja, Herr, das ist so eine eigene Sache, eine ganz eigentümliche Sache!“

„Nun?“

„Ja nun, diese Verse habe ich selbst in Paderborn gedichtet, als ich noch bei Schuhmacher Peeskow in der Lehre war.“

Ein dichtender Schuster, der seine „Pader“ verherrlichte, seinen Heimatsfluß, ein zweiter Hans Sachs!

„Ich dan'k, Euch! und hier noch eine zweite Mark zu einer guten Kollation, Herr Kollege,“ rief ich lachend.

„Der Herr sind auch Schuh —“ sagte er und das Wort erstarb in seinem Munde, als er mich herzlich lachen sah.

„Ja,“ rief ich noch stärker, meiner Heiterkeit freien Lauf lassend:

„Schuh=
Macher und Poet dazu!“

Jetzt erst hörte ich, heute zum ersten Male, das helle frohe Silberlachen Amelies.

Aber bald als der fröhliche Geselle in die weite Welt verschwunden, versank sie in ihre vorige, mich seltsam beängstigende Schweigsamkeit. Wir fuhren durch herrliche blühende Auen, die goldenen Feldfrüchte lagen in Garben geschichtet auf den Feldern ringsumher, die Bäume hingen rechts und links vom Wege schwer voll von duftendem Obst, die alten Vögelfamilien derer zu Spatzenheim, Drosselburg und Amselstein sangen und pfiffen, tirilierten ihre lustigsten Weisen in die herrliche prangende Gottesnatur hinaus — aber Amelie blieb

bei all diesem Zauber — still. Was hatte sie nur? Sie, die Naturfreundin, die Mutter und Beschützerin des kleinsten Tierchens oder Pflänzchens — blieb heute teilnahmlos bei diesen ewig wechselnden, herzerquickenden Bildern! Was ging in ihr vor? ist sie nicht glücklich? nicht zufrieden? Sollte sie sich unwohl fühlen? Sie war auch blässer als sonst und ihre Gesundheit eine sehr zarte, immer der Pflege bedürftige! Hatte mir ja auch der Arzt besonders aufgetragen, mit Vorsicht auf diesem Ausfluge über sie zu wachen.

In der Nähe von D., ihrer Vaterstadt, thaute sie endlich auf, sie war seit ihrer Kinderzeit nicht mehr in der kleinen Residenz gewesen und dankbar drückte sie mir stumm die Hand. Sie erkannte jedes Häuschen, hier mußte sie einst als armes kleines Mädchen die Brödchen vom Bäcker holen; „da," rief sie plötzlich, „sieh nur, ist noch der Seifensieder Troll, der mich immer als Kind bei Schneewetter über die Straße getragen;" und dieses Giebelhaus an der Ecke, gehöre ihrem Onkel, einem alten Rentier, der in Amerika gewesen bei den Wilden und jetzt still mit seiner alten unvermählten Schwester hier beschaulich und fromm dahinlebe, und von dem sie viele Jahre nichts gehört.

Sie tupfte unserem Kutscher auf den Rücken und zerrte an seinem Rock.

„He mein Freund, könnt Ihr mir nicht sagen, ob der alte Herr Gottlieb Hertz noch in diesem Hause wohnt? Er trug Sommer und Winter eine Pelzmütze."

„Der alte Gottlieb, der „amerikanische Herr", i, der Tausend, der ist ja seit einem Jährchen beiläufig auf dem Friedhofe, Madame."

„Tot! — Und seine Schwester, Mamsell Henriette? mit der großen weißen Haube, und den vielen Fältchen im Gesicht?"

„Ebenfalls schon draußen, Madame. Die starb schon vor langer Zeit. War eine gute Dame, eine Wohlthäterin des armen Volkes und armes Volk giebt es überall — auch bei uns."

„Und dies wußtest Du nicht?" frug ich Amelie ganz erstaunt.

„Ich sagte ja, daß ich seit vielen Jahren außer Verkehr mit den lieben alten Leuten war."

Die Thränen rannen der armen Dulderin über die blassen Wangen.

„Wo liegen sie denn begraben? Auf dem alten Friedhofe? Beim Thore?"

„Ja, Madame, wir fahren allsogleich vorüber!" —

Nun mußte auf Amelies Wunsch sofort ausgestiegen werden, und wir betraten den Ruheort der Toten.

„Heinrich, Du bist doch nicht ärgerlich? Ich wäre jedenfalls hierher gegangen, denn auch meine teuren Eltern liegen dort. Bleibe Du an der Pforte, wenn Du die Toten scheust; ich weiß, Du sagst mit dem Dichter: Verwesung stimmt nicht heiter!"

Welch ein Kontrast! Nach dem herrlichen Göttermorgen wandelten wir zwischen düstern Cypressen und Trauerweiden dahin. Ich halte es mit den Orientalen,

denen alles Tote etwas Unreines, Widriges ist. — Ja, Verwesung stimmt nicht heiter!

Amelie wurde immer düsterer! Vergebens suchte ich sie zu trösten, die Thränenströme flossen unaufhaltsam aus ihren schönen Augen. Ich bat sie, auf ihren leidenden Zustand Acht zu haben, umsonst! Ich ließ sie gewähren und setzte mich seitab auf eine Steinbank.

Nach einer Stunde verließen wir endlich die Stätte, wo die Vergänglichkeit des Irdischen uns angrinst unter Blumen und Marmor!

— — — — — — — — — — — — — —

Um sie aufzuheitern, brachte ich alles Mögliche vor, als wir wieder im Wagen saßen und dem ersten Hotel der Residenzstadt zurasselten, über holpriges Steinpflaster und umgeben von einer gaffenden Menge, bestehend aus lippisch-preußischen Soldaten, Dienstmägden und Bauern.

„Höre, Amelie, ich habe eine köstliche, originelle Idee! wir wollen uns als Herr und Frau von Pappe in das Fremdenbuch des Gasthofes eintragen! Was meinst Du zu diesem poetischen Namen? Pappe! Ist nicht die ganze Menschheit ein loses Ding aus — Pappe! Alles Pappe!“

„Nein,“ sagte sie scharf und kurz, „ich werde allein wohnen, meinen wirklichen Namen eintragen! — Und Du, Du kannst machen, was Dir beliebt!“ —

„Wie Du wünschest,“ erwiderte ich. „Du kennst vor allen Dingen meine Liebesdemut, die ich Dir immer entgegengebracht habe.“

Zwar ging mir der Gedanke im Kopfe herum, was mein Kutscher, den ich für einige Tage gemietet, zu dem Allen sagen würde der doch gewohnt war, mich immer von „meiner lieben Frau“ reden zu hören. Jetzt wird er von den Dienstleuten des Hotels gewiß das Gegenteil vernehmen. Pah, dachte ich, der Mensch soll glauben, was er will. Mir einerlei!

Wir waren endlich vor dem Portal des Hotels angelangt und stiegen aus. Amelie ganz Gräfin, ich — bescheiden — kam mir beinahe wie ihr Sekretär vor. Es dauerte lange, bis sie aus einem Gewoge von Plaids, Reisetaschen, Köfferchen, Schachteln entstieg und wie umgewandelt, holdselig alle die dienstbaren Gnomen anlächelte.

Nach einigen tumultuösen Minuten waren wir installiert, sie in einem prachtvollen Salon der ersten Etage mit Balkon-Aussicht auf den prachtvollen fürstlichen Park und die Türme des Residenzschlosses, ich wurde, ohne gefragt zu werden, in ein elendes Zimmer des Hinterhauses gewiesen, dessen Fenster auf einen kleinen Lichthof ging. Es sah bei mir wie in einem Gefängnis aus, so dumpf war die Zimmerluft! Hält man mich wirklich für einen Untergebenen Amelies? Kaum konnte ich meine zornige Erregung bemeistern und saß voll Wehmut und Bitterkeit im Herzen in meinem Verließe, ich ließ sie eben gewähren und betrachtete mich als ihren Sklaven. Der Hotelier hielt natürlich, nach ihrem ersten Auftreten, nur sie für die Herrin, denn sie kommandierte trefflich, und mich, den bescheiden hinter ihr stehenden schweigenden Gesellen, für einen nicht ihr Gleichgestellten!

Diese Leute haben aus Erfahrung feine Nasen, sie wissen, daß Damen, die in Herrenbegleitung reisen, nur dann „Befehle erteilen,“ wenn der „Mann“ nichts bedeutet! Ich konnte Amelie niemals diesen feinen Unterschied begreiflich machen. — Kurz, heute bedeutete ich „Nichts!“

Da öffnet sich plötzlich die Thüre und Amelie stürzt herein. Eine Wolke von Parfüm zog vor ihr her.

„Puh, welch' eine erstickende Luft! Was thust Du denn in diesem Verließe? warum kommst Du nicht zu mir? O, der Odeur! Horrible!“

„Ich glaubte Dich zu stören! Du bist in keiner guten Laune. Drum bleibe Du allein!“

„Komm herüber,“ sagte sie barsch, „ich will es, oder wenn Du mürrisch bist und mich ärgern willst, so fahre ich sofort nach P. zurück! Also!“

Drüben im Salon angelangt, wurde hastig Mittag gegessen und sodann festgesetzt, um zwei Uhr nach der Grothenburg in den Teutoburger Wald zu fahren; ich stimmte resigniert allem bei, nur sagte ich: „Es wäre doch besser, ich gebe selbst dem Kutscher die nötigen Befehle,“ und wollte aufstehen und in den Stall hinabgehen.

„Das ist bereits alles in Ordnung,“ antwortete sie, sich majestätisch vom Stuhl erhebend, „wir fahren mit unserem Wagen, nur haben wir nachmittags einen andern Kutscher, einen wahren germanischen Recken mit rötlich blondem Riesenbart! Ein Prachtmensch! so müssen Armin's Cherusker ausgesehen haben. Diese Muskeln! Diese Brust!“

Jetzt fuhr ich auf; ich konnte nicht länger den Zorn, der in mir kochte, bemeistern.

„Es schickt sich nicht," rief ich mit erstickter Stimme, „daß eine Dame, in Herrenbegleitung reisend, selbst, persönlich mit dem Kutschervolke unterhandelt, das ist Sache des Mannes! In welche schiefe Stellung ich dabei gerate, hast Du gewiß nicht bedacht? Antworte!"

Sie schwieg und preßte die Lippen krampfhaft aneinander.

„Auch ist es im höchsten Grade unfein, Betrachtungen und Studien über die Muskulatur seiner Kutscher anzustellen, wenn man eine Dame von Distinktion ist oder sein will, vielleicht noch taktloser, als wenn ich Dein Kammermädchen im Detail kritisieren würde!"

„Genug," rief sie und sprang wie eine gereizte Löwin auf, „ich fahre sofort nach P. zurück!"

Schon ergriff ihre Hand die Glockenschnur, doch ich hielt sie zurück und sprach mit gepreßter, vor Erregung erstickter Stimme:

„Du wirst bleiben! gehorchen!"

„Gehorchen! Ich! Dir? Bin ich Deine Sklavin? Ich bleibe keine Minute! So behandelst Du mich, die ich zu Dir hinabgestiegen, die Dich allen Anderen vorgezogen? Ich habe Niemandem gehorcht als meinem Manne, und der bist Du, Gott sei Dank, nicht, wirst es nie werden. —"

Eine Stunde lang noch wogte der Wortkampf, sprach sie voll Zorn und Wildheit; da ich aber, ein schwacher weil verliebter Mensch, endlich müde den Kopf hängen ließ und schwieg, besänftigte sich ihr heißes Naturell und sie rief:

„So fahren wir denn nach der Grothenburg, in Gottes Namen, und lassen Streit und Hader! Amen!"

Die Sonne brannte stechend, als wir durch die Gartenanlagen D.'s längst des Flüßchens dahin fuhren, die Luft war schwer, drückend, schwül geworden, kein Lüftchen rührte sich im nahen Gehölze und eine wahre Totenstille war über das schon im gewöhnlichen Werktagsleben überaus ruhige Städtchen ausgebreitet; putzige kleine Kätzchen sonnten sich auf den steilen Treppen, die zu den niederen spitzbogigen Pförtlein der alten winkeligen Giebelhäuschen führten. Kinder spielten stille in schattigen Winkeln und nur ein mageres, abgehärmtes Schneiderlein mit äußerst gutmütigem Gesicht, kindlichen wasserblauen Augen, trotz des mächtigen Zwickelbartes, saß im offenen Laden eines Hauses und nähte emsig in Hemdärmeln und im Schweiße seines Angesichts eine Schnellarbeit, die wahrscheinlich bis morgen fertig sein mußte. Armes braves Schneiderlein, Heros der deutschen Arbeit, ich bewunderte Dich:

Es war einmal ein Schneiderlein
Zu Detmold an der Werra,
Das nähte flink, das nähte fein
Zu Detmold an der Werra!

sang ich lustig für mich hin, vergebens dabei einen Reim auf Werra suchend — umsonst! Mir fiel nichts ein, als das welsche Wort: Terra!

„Du bist ja ausnehmend lustig," sagte Amelie, „und ich trauere doch um Onkel und Tante. Nimm doch Rücksicht! Du bist ein Mensch ohne jegliches Mitgefühl, und wenn ich nicht so eine unaussprechliche

Sehnsucht nach dem Teutoburger Wald und der Grothenburg hätte —“

„Würdest Du gewiß nicht mit mir gefahren sein! Du geruhtest mir dies heut schon einige Mal zu verstehen zu geben!“

Keine Antwort! — Sie schmollte.

Nun näherten wir uns dem Walde, dem heiligen Walde, der sich bis Paderborn erstreckt, sieben, oder nach Andern, gar acht Stunden im Umkreise hat und mehrere Berge bedeckt, die sich durch malerische Thäler scheiden, in denen uralte Meierhöfe und Forsthäuser abwechselnd den Blicken des Beschauers sich darbieten. Und diese Blicke waren prachtvoll, ohnegleichen, als wir langsam bergauf fuhren; Eichenstämme von mächtigem Umfang und nie gesehener Höhe standen schon am Fuße des Berges und dunkler und dunkler wurde der Wald — heiliger Schauer umgab uns — da mochte es Amelie nicht länger im Wagen aushalten, sie wollte heraus, um sich mit den grünen Eichenblättern als deutsches Weib zu schmücken und sie als Andenken mit in die Heimat zu nehmen, in die neue Heimat, die sie noch nicht kannte. Ich versprach ihr bei der Rückfahrt so viel als nur möglich an Eichenzweigen zu liefern, sie beruhigte sich dabei und blieb vorläufig sitzen.

Da, nach einer kleinen Weile wurde ich unruhig und befahl dem Kutscher, so schnell als möglich den Berg mit seinen Pferden zu erklimmen, denn schon zeigte sich bei jeder Waldlichtung der Horizont fahlgrau, sicherlich war ein starkes Unwetter im Anzuge, denn die Sonne verschwand urplötzlich und die Schwüle wurde

schwüler, um mit Klopstock zu reden, bei dem doch einst die Stille — stiller wurde!

Amelie verließ nun, vor Ungeduld brennend, auf historischem Boden zu wandeln, mit mir den Wagen, wir schickten ihn voraus zur Grothenburg und durchwanderten, weihevoll gestimmt, den letzten Teil des Eichenwaldes.

Staunend stand ich vor dem Römergraben, den Spuren eines verschanzten Lagers, die sich allenthalben auf dem Berge zeigten, er war der höchste dieser Gruppe. Auf dessen Spitze ragte der Kopf des ehernen Armin über die Wälder und Berge, wie ein Riese empor.

„Da, da," rief auf einmal Amelie und zeigte freudestrahlend mit dem Finger, gerade als der Bergweg eine Krümmung machte, hinauf zur Höhe.

Da stand in voller Gestalt, in seiner ehernen Pracht, Armin! Der steinerne Unterbau war verdeckt von immergrünen Eichen und wie ein aufschwebender Waldriese, wie ein Gott der Vorzeit, ragte er hervor über die mächtigen dichten Wipfelkronen, hell glänzten die Adlerflügel seines mächtigen Helmes, das männlich schöne Gesicht schaute ernsten Auges in das Gefilde, die Rechte hob mit ausgestrecktem Arme das siegreiche Schwert in die Höhe, während die Linke sich auf dem Schilde stützte.

Von allen Riesenstatuen der Welt, die ich gesehen, hatte keine einen solchen unauslöschlichen, erhabenen Eindruck auf mich gemacht, nicht der Moses des Michel Angelo Buonarotti in Rom, so gigantisch in nächster Nähe, nicht Schwanthalers Bavaria in München — kein Erzbild, kein Monument unter den vielen Hunder-

ten, die ich bewundert, hatte aber auch eine solche imposante Umgebung, solche Dimensionen, und stand auf solcher Höhe, weit und breit überschauend Gefilde und Lande!

Es ist etwas Eigenes um die Ausschmückung von Höhen! Im Altertum, als noch die Menschheit Götter verehrte, brannte man Feuer auf den Bergen, schichtete man dort Steine zum Opferbrand hoch auf Gilgal, auf Sinai, in Iran, auf den Bergen Griechenlands und Italiens. Die Aegyptier, die keine Berge hatten, bauten künstlich Steinberge, die Pyramiden, die Babylonier hundertstöckige Türme, die zum Himmel führen sollten, wie die Magier sagten, zu den Göttern!

Auf die Akropolis, den heiligen Berg Athens, setzte Phidias den Jupiter in Gold und Elfenbein! Und die Christen, thaten sie nicht dasselbe? In der Urzeit bauten sie auf dem Berge Athos, auf dem Karmel, bei Monte-Casino, Klöster und Kirchlein, und bis auf den heutigen Tag sind die Berge gekrönt mit heiligen Gebäuden, meistens dem Marienkultus in katholischen Ländern geweiht, deren Glocken und Glöcklein gerade so die Gläubigen zum Gebete rufen, wie die Lärmmaschinen thibetanischer Priester, die auf den Vorbergen des Himalayas Buddhatempel und Klöster gründeten und bewohnten.

Auf den Bergen wohnt nicht nur die Freiheit, wie der große Schwabe singt, auf den Bergen dünkt sich der phantasievolle Mensch näher der Gottheit, näher seinem Schöpfer, näher dem Weltgeiste, den wir irdischen hinfälligen Wesen anrufen in Freuden und Schmerzen!

Und darum, dahingegangener edler Meister, dir, greiser Bandel! gebührt tausendfältiger Dank, daß du auch ihn, den Helden, aufgepflanzt auf hoher Zinne, damit sein Gesicht, oder, wie der Psalmist singt, sein Antlitz leuchte und strahle über die Lande, über mein geliebtes Vaterland, als mahnender Halbgott, daß nur in Kraft, Einigkeit und Stärke Deutschlands Glück, Deutschlands Zukunft ruht!

— — — — — — — — — — — — — —

Nach starkem Steigen, doch auf geebneter, wenn auch vielfach gewundener Bahn waren wir auf der Höhe angelangt, und standen bewundernd und hoch aufatmend still. Oben auf der Steingallerie, die den bei hundert Fuß hohen Unterbau in Form eines Tempels im Rundenbogenstil umgiebt, stand ein Herr, dessen Mantel im Winde flog.

Die Vorboten des Gewitters zeigten sich auf allen Seiten. Die Sonne war gänzlich verschwunden, es dunkelte, bleifarbene und schwarze Wolken zogen von der Porta Westfalica her über die Lande und schon begann es unheimlich in den Kronen der Bäume zu rascheln und zu rauschen. Doch Amelie ließ es sich nicht nehmen, die Gallerie trotz ihrer Kränklichkeit und meiner Abmahnung zu besteigen — oben raste der Wind — umsonst! — Nach einer Viertelstunde kam sie ganz erhitzt zurück, denn ich saß dieweil unten neben dem Verkäufer der Photographien und Eintrittskarten zur Grothenburg.

Statt sich Ruhe zu gönnen — nach dem Steigen und der Erhitzung — ging sie im Kreise um das Standbild und rief:

„Welch eine herrliche Gestalt! dieser Armin! O, diese Milde in den kräftig-schönen Gesichtszügen — und erst diese Waden, diese kolossalen strammen Waden! O, diese Muskeln! Welch' ein Mann!"

Im halben Momente drehte ich mich um und sah, wie ein ironisches spöttisches Lächeln auf den Lippen eines fremden Zuhörers lag; es war der Herr, der vorhin allein oben auf der Gallerie im Winde stand.

Mit etwas unsanfter Bewegung führte ich Amelie zur Seite und verwies ihr das Ungehörige ihrer Worte.

„Wie kann man seine Aeußerungen nicht besser abwägen, wenn man nicht ohne Zeugen ist, seine sinnliche Natur nicht besser beherrschen! Was glaubst Du, dachte der Fremde, als Du Armins Waden begeistert betrachtetest und ein Loblied auf die Muskulatur des alten Deutschen anstimmtest?"

„Was er dachte? Mir ganz gleichgültig!" erwiederte sie und ging allein ihrer Wege.

Es fielen die ersten schweren Tropfen! Ich drängte zur Heimkehr. Vergebens!

Ich wußte aus Erfahrung, mit welcher verheerenden Gewalt, mit welcher Furchtbarkeit ein Gewitter in solcher Höhe sich austobte! Mir bangte um die zarte Gesundheit Amelies, die wie ein ahnungsloses Kind in die Gefahr lief, bei einem so jähen Wettersturze neuerdings krank zu werden.

Ich will hier gleich einschalten, daß ich seit jeher in Bezug auf Frauen die Bemerkung gemacht, und sie durch vielfältige Beobachtungen als richtig befunden

habe, daß das schwache Geschlecht in den kleinen Gefahren des gewöhnlichen menschlichen Lebens viel mutiger oft als das männliche ist; leider schreibe ich aber diese scheinbar gute Eigenschaft mehr ihrer Unkenntnis der Gefahren, ihrem Leichtsinn, als ihrem Mute im allgemeinen zu. Gerade so erging es heute Amelie!

Als es gar zu arg zu toben anfing, ging sie doch von der Veranda der kleinen Restauration, die sich oben auf dem Gipfel befindet, in den Wirtssaal. Anfangs gefiel ihr das gräßlich-schöne Schauspiel, bald wurde es aber stockfinster, man mußte zur ungewohnten Stunde Licht auf unserem Tische anzünden, wo wir bei einem scheußlichen Zwetschkenwasser, uns als Kaffee kredenzt, trübselig gestimmt in einer Ecke saßen.

Der Orkan raste immer ärger, die tolle Windsbraut knickte die jungen aufsprossenden Baumstämme wie dünne Gartenzäune und trieb immer mehr unheilschwangere blitzsprühende Wolken über unsere Häupter. Da flammte und krachte es gleichzeitig, in einem einzigen Momente!

„Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl!"

rief Amelie.

Da, ein zweiter Krach — und es flammte und flimmerte wie Feuer vor unseren schier geblendeten Augen, der Blitz hatte vor unserem Fenster zur Erde geschlagen. Nun begann ein Rauschen, Gießen und Prasseln, als ob der Rheinfall in unserer allernächsten Nähe niederginge, wieder Blitz und Donner gleichzeitig, wieder das Krachen, aber länger andauernd — unheimlich — einem starken Pelotonfeuer in nächster Nähe,

vergleichbar; das Häuschen zitterte in seinen Grundfesten, es wankte als ob ein Erdbeben es erschütterte. Donner rollte unaufhörlich, bald über unseren Häuptern, bald aus der Erde kommend, das Vieh im Stalle blökte kläglich, das Geschirr auf den Tischen tanzte wie auf einem Schiffe bei hoher See. Niemand sprach ein Wort! Jetzt war es selbst der starrsinnigen Amelie zu viel. Stumm barg sie ihr schönes Haupt an meiner Seite und ergriff meine Hand.

„Aber schön ists, gräßlich schön!" murmelte sie leise, indem sie wie ein aufgescheuchtes, sich an die Hirschkuh schmiegendes Junge mit ihren schönen Augen etwas verstört zu mir aufsah. „Und jetzt möchte ich erst recht Armins Waden, Dir zum Trotz, im elektrischen Lichte betrachten! Ja, ob Du Dich ärgerst oder nicht, das war noch ein Geschlecht, diese Cherusker, ein Stamm von Riesen, keine solchen Schwächlinge wie ihr seid, ohne Kraft und Saft. Und erst ihre Frauen! Die sind gewiß nicht nach Pyrmont und Franzensbad gegangen."

Da sah sie von ungefähr, daß ich ein Stück Zeitungspapier, welches vor mir lag, mit Bleistift vollgekritzelt hatte, sie riß mir es aus der Hand, las es schnell durch, stand auf und mit Donnerstimme überschrie sie Wetter und Sturm — alle Anwesenden, Flüchtlinge, Kellner und Wirtsleute, glaubten eine Besessene vor sich zu sehen:

„Die Eichen beben, es rast der Sturm,
Zur Harfe singet der Scalde,
Varus vertilgt, der giftige Wurm,
Die Römer erschlagen im Walde.

Der Holzstoß loht,
Zu Blut und Tod
Schleppt her ihre schändlichen Leiber:
Wuotan! Wuotan!"

Die anderen Strophen, die ich noch gedankenlos hinwarf, sind längst meinem Gedächtnisse entschwunden, nur das Bruchstück eines zweiten Gedichtes, welches ich an diesem Nachmittage noch oben improvisierte, blieb mir immer unvergänglich bis heute im Gedächtnisse haften, da es mir Amelie in einer, der schmerzvoll-bittersten, Stunde meines Lebens wieder recitierte!

„Ihr Wetter all, die ihr mahnend grollet,
Ihr Donner all, die ihr furchtbar mich umrollet,
Ihr Blitze, die ihr mein Haupt mit Glut umsponnen,
Ihr seid mir Labsal, seid mir süße Wonnen!
Denn ich verspür's in meiner armen Seele,
Daß ich umsonst mich hier auf Erden quäle!
Und will die Gottheit, daß ich heut soll enden,
Mein Schicksal liegt ja in des Schöpfers Händen:
Drück' auf die Lippe mir den letzten Kuß,
Leg' Herz auf Herz zum einzigen Genuß!
Das ist das Schönste alles Sterbens,
Zu lieben noch am Rande des Verderbens!
Zu lieben noch, droht auch der Tod in Wettern,
Und einzugehn in Liebe zu den — Göttern!"

Amelie bat mich, ich sollte ihr das Papier mit den Stegreif-Reimen schenken. Ich that es und bat sie nun, da die Wut des Gewitters gebrochen, sofort und noch vor Einbruch der Nacht nach D. zurückzukehren.

Wie eine Megäre, eine Furie, eine zischende Schlange fuhr sie vom Tische auf! Sie hätte eigentlich noch gar nichts gesehen und hoffte, daß sie vor

Dunkelwerden nochmals die ganze Grothenburg von allen Seiten betrachten werde.

Umsonst stellte ich ihr vor, daß die ganze Erde fußtief von dem gewaltigen Regen durchweicht wäre, und daß dieses historische Sumpfland seit Varus' Zeiten sie mit ihren dünnen Salonstiefelchen an sich ziehen werde, um sie nicht mehr mit heiler Haut loszulassen. Vergebens! Man predige Weibern — lieber Steinen, sagt der heilige Augustinus!

Sie warf ihren Plaid um die Schultern und verließ, nur mit ihrem en-tous-cas bewaffnet, solch einem zierlichen Ding, welches zwischen Regen- und Sonnenschirm die Mitte hält, und unter allgemeinem Kopfschütteln der Gesellschaft, das Innere der Restauration. Unwillig blieb ich sitzen, mit der leisen Hoffnung im Herzen, daß sie sich die Sache überlegen und zurückkommen werde. Weit gefehlt! Sie kam nicht. Nach einer halben Stunde erschien mein Kutscher und meldete mir, er hätte die Madame bis zur Grothenburg geführt und öfters, als die Wege und Stege gar zu grundlos gewesen, dieselbe über nasse Tümpel getragen, endlich hätte sie sich, ohne vom Regen sich einschüchtern zu lassen, auf einen Baumstrunk gesetzt und wirres Zeug deklamiert. Auch gesungen habe sie. Dort säße sie noch und da wollte er mich denn fragen, ob ich sie nicht holen würde, die „Madame" könnte sich eine Krankheit jetzt im Freien zuziehen. Darum käme er.

In diesem Momente war es mir wirklich, als ob ich Amelie nur als eine Art „Ophelia" wiedersehen sollte, nur statt mit dem Strohkranz mit Eichenzweigen

geschmückt — ihr ganzes Gebahren am heutigen Tage war das einer geistesgestörten Person! Und doch war niemand so bei Verstand als gerade Amelie, ihre Schrullen entsprangen einer krankhaften Starrsinnigkeit, die jeder Widerspruch noch mehr steigerte. —

Wir traten hinaus ins Freie, ich und der Kutscher mit dem rötlichen Cheruskerbart.

Welch' ein verändertes Bild bot sich mir dar! Es war Abend geworden, leise plätscherte noch der Regen, zerrissenes Gewölk schwebte geisterhaft über die fernen Berge, grelles Wetterleuchten zuckte von Zeit zu Zeit über die Wesergebirge und den Teutoburger Osning.

In finsterer Majestät ragte nur der Koloß aus Erz in die beginnende Nacht hinaus!

Schreckhaft, gigantisch, übermenschlich!

Wir suchten auf allen Wegen. Endlich glaubte der Kutscher Amelie gefunden zu haben, er erkannte den Baumstrunk, wo sie gesessen, abgerissene Eichenzweige und ein Stück blaues Band ihres Kopfputzes zeigten mit Sicherheit, daß sie hier geruht! Wir riefen, schrieen, juchzten wie die Aelpler — keine Antwort!

Verirrt! Sollte sich Amelie allein aufgemacht haben, den Rückweg anzutreten, und hatte die Unglückliche den Weg verfehlt? Es wäre entsetzlich!

Der Kutscher glaubte es. Da galt es zu handeln!

Nun eilten wir schnell zum Wirtshause zurück und requirierten Leute mit Laternen. Alles in Hast und Eile. Fort ging's dann über Stock und Stein!

Doch nirgends fand sich eine Spur von ihr.

Es war eine romantische Wanderung und nicht

ohne Reiz. Der Regen hatte gänzlich nachgelassen, der Himmel war wolkenlos und dunkelblau; die Laternen leuchteten mit ihrem roten Lichte ganz geisterhaft; dazwischen tönte das Horn der Leute, die sich Signale gaben. Nur der sumpfreiche Boden machte uns zu schaffen.

Rudel von Hochwild, Hirsche, Rehe kreuzten unsere Wege; der Kutscher riet endlich, den Berg hinunter zu steigen, sie hätte vielleicht die Fahrstraße erreicht und sich D. genähert.

Vergebene Mühe! Weit und breit war keine Amelie zu sehen! Die Nacht war hereingebrochen.

Nun machten wir, wie Squatters in Amerika, Rast im Walde. Wir waren zu einem kleinen Thale gekommen, welches zwei Berge schied und teils Wiesenland, teils mit niedrigem Gehölz bedeckt war. Am Rande des Waldes, unter uralten, mit Moos bedeckten, greisenhaften knorrigen Eichen lagerten wir und erfrischten unsere müden Glieder durch mitgenommenen Wein, den vorsorglich der Kutscher Hilpert im Schnappsacke trug. Ich war in der traurigsten Stimmung und die Angst um Amelie brachte mich um alle Ruhe.

Kaum eine Viertelstunde war vergangen, als ein sonderbares Geräusch an mein Ohr schlug.

„Was ist das für ein Geprassel?" sagte ich zu einem Jägerburschen, der sich unserem Zuge angeschlossen. „Seltsam!"

„Bei meiner armen Seele, das sind die Senner!"

„Die Senner?" frug ich, „was ist das?"

„Das wissen sie nicht, mein lieber Herr?" sprach er verwundert, „Gestütspferde sind's, die seit Jahr-

hunderten im Sommer frei im Teutoburger Walde, im Winter aber in eigenen Ställen in Lopshorn gehalten werden, auch manche zahme dressierte Tiere sind unter ihnen. Sie ziehen heerdenweise mit zwei oder drei Hengsten an der Spitze im Walde umher."

„Aheu! Aheu!" schrie es auf einmal und Alles sprang auf.

Welch ein malerischer Anblick! Eine Szenerie, an die Steppenbilder Asiens oder Amerikas gemahnend. Ein Sausen und Brausen, immer stärker, immer näher kommend! Voran drei einzelne Tiere und rückwärts ein Rudel von mindestens fünfzig bis sechszig Pferden!

Kaum hundert Schritt vor uns sausten sie vorüber im rasenden Galopp, gespensterhaft schwanden die dunklen Gestalten, vom grellen Strahl des Wetterlichts zeitweilig beleuchtet, über die Wiesenfläche.

Da — wieder ein grelles jähes Wetterleuchten, ein Schrei — Allarm — alle meine Leute stürzen vorwärts, ein Pferd lief vorbei — und darauf, ihre Hände in die Mähne des edlen Tieres gegraben, in zerfetzten im Winde flatternden Kleidern — eine Gestalt — ein weibliches Wesen! Ein weiblicher Mazeppa! Ein Märchenbild! Ein Spuck!

Nein, schreckliche blutige Wirklichkeit! Amelie!

Der Kutscher, der mutigste und schnellste von uns Allen, hatte das Pferd, welches sich seiner ungewohnten Last entledigen wollte und an einem Baumstamme blindwütend angerannt war, zum Stehen gebracht, Amelie wurde besinnungslos vom Boden aufgehoben, trotz der Ohnmacht mußte man mit Gewalt ihre Finger von

einem Stricke lösen, einer Art Halfter, welche um den Hals des Pferdes geschlungen war und die sie im Todesschrecken fest und mit krampfhafter Bewegung in den Händen hielt.

Das Roß dampfte und pustete zwar, stand aber jetzt so ruhig da, als wenn garnichts geschehen wäre, und ließ sich ohne Widerwillen an den nächsten Baum binden. Wir labten Amelie mit Wein, brachten Wasser herbei und wuschen ihr Gesicht, sie atmete leise. Außer einigen Hautschürfungen sahen wir keine Verletzungen oder Wunden.

Am meisten wunderte sich Hilpert, wie Amelie aufs Pferd kam; doch da war jetzt keine Zeit zum Ueberlegen und Auseinandersetzen, es mußte sofort Hilfe geschafft werden. Wo sollte man aber schnell einen Wagen oder eine Tragbahre herbekommen? Da war guter Rat teuer.

Plötzlich rief einer der Jägerburschen: „Hilpert, sieh her, das Tier ist ja beschlagen!“

„Herrgott — wahrhaftiglich,“ sagte Hilpert. „Wie wäre es,“ wendete er sich zu mir, „wenn ich mit diesem Strick mir ein künstliches Reitzeug machen würde, zum Sattel nehmen wir Decken, und dann die schöne Madame vor mir aufs Pferd nähme? Es ist eine bereits dressierte, aber wieder freigelassene Stute. — Wenigstens bis zum nächsten Weiler, dort treffen wir gewiß einen Wagen.“

Anfangs gab es zwar unter den Leuten ein Kopfschütteln, aber Hilpert ließ nicht nach, er gab ruhig dem Pferde einige Brocken Brot die wir zufällig im Schnapp-

sack Hilperts fanden, und machte es zutraulicher; die Halfter wurde ihm umgelegt, es hatte gar nichts dagegen und nahm dankbar jeden neuen Bissen, den man ihm reichte.

Dieweil schlief Amelie, in Plaids gewickelt, die wir mitgenommen, auf der Wiese. Leise hob sich ihr Busen, ihre Lippen waren halb geöffnet und einzelne Worte erklangen aus ihrem Munde. Sie schien zu träumen.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, ich und der eine Jäger hoben sie aufs Pferd, der stämmige Hilpert hielt sie in seinen Armen und zu unser aller Erstaunen ging das brave Rößlein ruhig wie ein gesittetes lammfrommes Tier seinen Weg.

Im nächsten Dorfe stand ein leerer Wagen, der nach D. wollte, sanft legten wir die noch immer bewußtlose Amelie, die holde Fracht, in denselben und fort ging es nach Hause. Welch eine Nacht! Der Arzt erklärte, daß ein bedeutendes Nervenfieber im Anzuge sei. Acht Tage lang schwebte Amelie in Todesgefahr. Acht bange, bange Tage und Nächte! Ich war vor Schmerz wie von Sinnen.

Dies war eine schreckliche Fahrt in den Teutoburger Wald, zu Armin und zur Grothenburg! Ein düsterer Liebes-Anfang zu einem noch düsterern Liebes-Ende.

IV.

Langsam nur ging die Genesung Amelies vor sich. Zwar erlaubte der joviale Sanitätsrath S., der sie behandelte, ihr nach einigen Wochen schon jeden Tag einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen, aber sie war noch so schwach, so bleich, daß sie nur auf meinen Arm gestützt durchs Zimmer schleichen konnte.

Noch hatten wir kein Wort über jene Schreckensnacht gesprochen und nur die gewöhnlichsten Dinge beredet. Stundenlang saß sie wortlos da, ließ sich von mir Zeitungen, besonders Theaterblätter, vorlesen. Auch Briefe schrieb sie schon, empfing auch viele, ich war so feinfühlend, sie niemals um die Details ihrer Korrespondenz zu befragen. Freunden und Lieben schickte sie Eichenblätter aus dem Teutoburger Wald und sogar Herrn Gimmer, wie mir vorkam, bedachte sie damit, denn ich las seinen Namen auf einem umfangreichen Kouvert, das sie durch den Lohnbedienten auf die Post schickte.

Eines Abends, als wir traulich beisammen saßen, sie war schon wieder recht wohl und sah liebreizend in ihrem weißen Negligee aus — die Theemaschine brodelte — da nahm sie meine Hand und sagte feierlich:

„Heinrich, ich will Dir heute beichten! Aber zuerst gieb mir einen Kuß, denn ich sehe ein, daß Du ein braver goldiger Prachtmensch, ein Prachtkerl bist, ach! und ich eine abscheuliche, greuliche Sünderin, ein unfolgsames Kind, das sich nie und nimmer bessern wird! Ein weiblicher Struwwelpeter."

„Rege Dich nicht auf, mein Herz," erwiederte ich gerührt, „ich will nichts wissen, ich bin gar nicht neugierig, beichte ein andermal, wenn Du ganz wohl, ganz hergestellt bist. Schau nur vor allem, daß Du recht gesund wirst und Deinem großen Berufe, Deiner Kunst leben kannst. Ich muß ja auch bald fort — die Pflicht ruft mich von hinnen!"

„Heinrich, Du willst von mir gehen! Nein, das darfst Du nicht. Heinrich, wir wollen immer zusammen bleiben — bis zum Tode!"

„Aber Amelie," sagte ich lächelnd, „Du hast mir ja schon längst brieflich einen Korb in aller Form gegeben. Mein Weib kannst Du niemals werden, die Freiheit sei Dein höchstes Gut, schriebst Du! Du willst nie mehr hienieden in Knechtesbanden schmachten!" —

Da nahm sie mich beim Kopfe und streichelte meinen Nacken, ein Zeichen, daß sie sehr, sehr erregt war, die arme süße Amelie! Sie hatte ihre „gute Stunde!"

„Ich will Dir erzählen, Heini, von jener Nacht, jener schrecklichen Nacht und von den Pferden — und vom Sturm!"

„Laß es doch sein! Rege Dich nicht auf, laß es auf spätere Zeiten."

„Nein, höre, Geliebter! Als ich damals allein auf dem Baumstrunk saß und halb verrücktes Zeug trieb, deklamierte und sang — weil ich wütend auf Dich war, daß Du mich allein in den Wald gehen ließest bei solchem Wetter — und mir nicht gefolgt — da verfluchte ich Dich, nie mehr wollte ich Dich sehen — ich gab Dir die schändlichsten Namen: Schurke! Schuft! rief ich in den Wald. Elender Feigling, wo bist Du! Ja, beim Himmel, so hab' ich Dich im Wahnsinn genannt, o sei nicht böse. Ich war wie von Sinnen! Dann stand ich plötzlich auf und lief wild in den tiefen Wald hinein, mir war es ganz gleichgültig, wohin mich mein Fuß führte. Da sah ich eine kleine Hütte, mit aus halbverfaultem Moos bezogenem Dache — aber doch mit einem kleinen trockenen Platz — es lag Stroh im Innenraume, später erfuhr ich, daß die Jäger dort das Wild beschleichen und nächtelang in jener Uhuhütte auf dem Anstand liegen — auf Steinadler und andere Raubvögel. — Da fuhr mir ein höllisch schlechter, abscheulicher Gedanke durch den Kopf, ein echt weiblicher, aber doch ein höllisch böser! Wie wäre es, wenn du hier bliebst, die ganze lange Nacht, hier versteckt im einsamen Walde, damit dich Niemand findet und sich der böse schreckliche Unhold, der Wüterich — da meinte ich Dich, Heini — recht ängstigt! O, daß Du Dich furcht-

bar ängstigen wirst, das dachte ich mir gleich! Wehe, recht wehe, so tief wehe wollte ich Dir thun, weil Du — nun weil ich damals glaubte, Du hättest mir auch wehe gethan. O welch ein böses Ding war ich in dieser Nacht! Eine wahre Hexe, ich schwöre es Dir! Aber höre weiter! Ich machte mir es nun in der Hütte bequem, in einem Winkel lag etwas Heu. Die Thüre schloß ich so gut es gehen wollte, nur vorn schlug der Regen ein Bischen herein. Aber dies that nichts, ich war befriedigt, meinen boshaften Streich ausführen zu können. . .

Totenstille herrschte im Walde. Der Himmel war schwarz=blau und mit glitzernden Sternen besäet. Kein Mäuschen rührte sich und nur der Uhu krächzte und das Käuzchen schrie unheimlich. Ich wollte beten und schlafen.

Doch es ging nicht! Da raschelte es rechts und links vor mir in den Bäumen — es waren gewiß Hirsche, die vorüberzogen, aber mich überkam plötzlich eine schreckliche Furcht! wenn es keine Hirsche, wenn es vielleicht Menschen, Wilddiebe wären und die rohen Menschen mich hier fänden! Ich schauderte. Eine gräßliche Angst bemächtigte sich meiner, ich schrie, ich weinte. Ich vergaß ganz, was ich Dir vorhin für böse Namen gegeben und rief: Heinrich, rette mich!"

Ich lächelte. „O ihr Weiber! Ihr Windfahnen!" rief ich. „Sobald hattest Du die Meinung über mich geändert!"

„O, Du hast Recht zu schelten! Ich bin ein schrecklich wandelbares Geschöpf! Als nun auf mein Schreien

Niemand kam, lief ich über Stock und Stein weiter, damit ich nur aus dem Walde käme und unter Menschen.

„Vergebens, immer tiefer kam ich in stockdunkle Waldesnacht! Endlich am Fuße des Berges sehe ich eine weite Lichtung vor mir im Scheine des Wetterlichts. Ermüdet setzte ich mich ins nasse Gras. Da bemerkte ich einen dunklen Gegenstand, der, als er näher kam, immer heller wurde, es war ein Pferd, ein milchweißes Tier mit dunklen Mähnen, es fraß mit Begierde die Kräuter, die hoch auf der Wiese standen. Mir kam Alles wie ein Märchen vor. Meine Sinne verwirrten sich, schon wollte ich mich totmüde auf den Boden hinstrecken, ich träumte von Genofefa, von Schmerzensreich, von der Hirschkuh, dann sah ich das schöne Tier an, es kam, ganz zutraulich auf mich herabsehend, in meine Nähe, ich sah, daß sogar ein Strick mit einem Ringe um den Hals des Pferdes geschlungen war, da erfaßte mich ein Gedanke, ich bin ja eine kühne Reiterin von jeher gewesen; blitzschnell warf ich den Plaid aufs Pferd, schwang mich hinauf, indem ich mich an seinen langen Mähnen hielt, fort gings. Anfangs so leidlich — aber auf einmal — da rauschte es plötzlich wie Meeresbrausen hinter mir. Um Himmelswillen! was soll das sein? frug ich mich bebend — neues Getöse und Brausen — mein Rößlein spitzt die Ohren — jetzt erst begriff ich meine schaudervolle Lage, das Pferdegetrapp wurde ganz deutlich, es wurde mir klar, daß ich eine ganze Heerde, ein Rudel freigelassener Pferde hinter mir habe — mein Schimmel raste über

Stock und Stein — die andern hinterher. Mir fielen später Bürgers Verse ein:

„Nun strecke, mein Senner, nun strecke Dich aus,
Nur dies Mal, ein einzig Mal halt' nur noch aus,
Und laß mich nicht werden zu Schanden.
Lang streckt der Senner sich aus und fleucht,
Der Nachtthau streicht
Die Sohle des Reiters vom Grase.
Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs,
Verdoppeln die Stürme der Nase."

Was nun geschah, ich weiß es nicht mehr, von nun an war Alles wie ein wüster Traum — bis ich aufwachte im Bette. O Heinrich, vergieb, wenn ich Dir weh gethan."

Mit einem langen süßen Kuß sank sie in meine Arme.

Nun kamen wieder schöne Tage. Sie erholte sich sichtlich und wunderbar schnell. Das Rot auf ihren Wangen kam wieder zum Vorschein, die Züge belebten sich zusehends und das schöne Auge schimmerte neuerdings im alten verführerischen Glanze! Wie war ich glücklich, zufrieden, weil ich glaubte, sie wäre es. Ich trug sie wahrhaftig auf Händen, sie ließ Alles mit der Miene einer Königin geschehen, sie äußerte ihre Freude nicht zu laut und drückte mir nur oft still die Hand, oder sagte zuweilen: „Dank, Heini!" oder „Gott sei Dank, bald bist Du aller Sorgen ledig, das Vöglein wird wieder flügge." Meine Glückseligkeit dauerte bei einem so wetterwendischen Charakter nicht allzulange. Dafür sorgte sie schon. Eines Tages fand ich in ihrem Zimmer ein Brieffragment, mechanisch hob ich es auf und

wollte es ihr übergeben, doch sie war nicht da, eben wäre sie fortgegangen, meldete der Kellner. Meine Augen hafteten wie gebannt auf dem Papier, ihre Perlschrift lud unwiderstehlich zum Lesen ein. Ich las und was las ich? Großer Gott! Mein Todesurteil!

— Das Leben wird mir hier schon unerträglich, ich komme mir wie eine Sklavin vor, die von der Gnade ihres Gebieters atmet, lebt. Ich fühle mich so beengt, so klein, so zwergenhaft, fort möchte ich, am liebsten ans Meer. Heinrich ist zwar eine gute Seele, aber er kann mein Herz nicht ganz ausfüllen, er ist zu nervös, zu rechthaberisch, kurz, zu wenig ruhig und eisenfest für meinen unruhigen Sinn. Ich brauche eine stolze hohe Eiche, an die ich mich schlanke Gazelle hinaufranke wie ein tropisches Schlinggewächs — in unendlicher Liebe, in Wollust und in gänzlichem „An sich vergessen.“ O, daß ich solche Liebe, eine solche noch nie gefundene hohe Leidenschaft — endlich fände! Gesucht habe ich freilich noch wenig, denn nur zweimal habe ich bis jetzt im Leben wahrhaft geliebt, meinen Mann und Heinrich. Wer wird der dritte sein? Ich sehe schon, es kann nicht so fortgehen! Heinrichs Mittel sind nicht für uns Beide ausreichend und ich brauche viel, lebe gern gentlemanlike und als Dame. Er ist knickerisch, eigentlich nicht gerade geizig, aber genau. Mein guter Gott, er hat nicht so unrecht, aber es thut mir weh, dem guten Menschen so viel Geld zu kosten, drum will ich wieder zur Bühne, am liebsten zu Dir, wir wollen dann zusammen Shakespeare studieren, Calderon lesen und uns des Lebens freuen. Wie geht es Dir Adonis unter

den Mimen Deutschlands? Machst Du den Damen in der Residenz die Köpfe verrückt? — Du bist doch endlich ein Mann, wie ich ihn brauche! — Sei aber nicht zu eitel auf mein Lob — es ist nichts wert —"

Weiter konnte ich vor Wut und Erregung nicht lesen, mir fielen gleichzeitig die „Waden Armins" ein, und ein gräßlicher Ekel bemächtigte sich meiner Seele. Und dieses Weib liebte ich — liebte ich bis zum Wahnsinn! Diese falsche wetterwendische Kreatur! Nachdem ich meine Fassung wiedergewonnen, kouvertierte ich das Fragment, schrieb die Adresse Mademoiselle Amelie Hertz darauf und legte den Brief auf ihren Schreibtisch, dann zog ich mich, an Leib und Seele krank, auf mein Zimmer zurück.

Matt und siech lag ich auf dem Divan ausgestreckt, als die Zimmerthür aufgerissen wurde. Amelie trat ein mit geröteten Wangen und fliegendem Atem, warf Hut und Shawl weg und mit Alles überwältigender Leidenschaft fiel sie über mich her und küßte mir das Gesicht, die Augen, den Mund, sie erstickte mich beinahe mit ihren Liebkosungen.

„Hinweg, Schlange!" rief ich. „Ich will nichts von Dir wissen. Fort aus meinen Augen!"

„Aber, Schatz, sei doch kein Närrchen und laß mit Dir reden. Du hast den Brief gelesen, gut, aber Du weißt ja, was für Unsinn, für tolles Zeug ich oft zusammen rede und schreibe. Bin ich nicht Dein? Ganz Dein! Kannst Du Dich über meine Kälte beklagen, eher über Das Gegenteil! Sei wieder gut!"

Und dabei umschlang sie mich so krampfhaft, daß ich bewegungslos auf dem Divan liegen mußte.

„Heinrich, Du mein Goldkäfer, mein Alles! Mein Lebensretter! Sei nicht böse. Ich mag diesen Gimmer ebensowenig, als diese Schildwache unten am Thore des Parkes. Ich mache meine Scherze mit ihm, weil er gar zu eitel auf sein Selbst ist. — Also sei nicht böse! Gelt?"

Welch ein Mann an meiner Stelle wäre in diesem Momente stark gewesen, und hätte sich aufgerafft und gerufen: „Falsche, ich durchschaue Dein Spiel, ich verachte Dich und lasse Dich für immer!" Wahrlich, kein verliebter Thor, wie ich damals war. Ich blieb, glaubte und liebte.

Als ich reden wollte, hielt sie mir den Mund mit der sammtweichen weißen Hand zu. „Rede nichts, sondern küsse mich!"

Später, als ich das Ruhebett verließ, um die Lampe anzuzünden, da die Dämmerung heran kam, litt sie es nicht.

„Hier im Dunkeln ist es viel heimlicher an Deiner Seite. Aber schau, Herz, laß uns jetzt wieder ernst sein — genug des Gekoses — ich weiß, was Du willst. Ich habe Dich abgeküßt, nicht Du mich, auch gut. Aber jetzt soll wieder „ewiger Friede" zwischen uns herrschen. Punktum. Kein Wort von dem Briefe mehr. Und nun will ich Dir einen Vorschlag machen. Wir wollen fort von hier. Fort ans Meer, so lange Du noch Zeit hast."

„Ans Meer?"

„Dort will ich mich ganz kräftigen und dann

wieder zur Bühne zurück kehren. Du gehst dann nach Hause."

„Also doch scheiden?"

„Ja," sagte sie mit ernster Stimme und gar nicht mit der vorigen Zärtlichkeit, „ich will Dich nicht ruinieren, ich will nicht daran Schuld sein, daß Du Dein kleines Vermögen meinetwegen vergeudest."

„Amelie, welche häßliche Worte in Deinem Munde. Und am Meere, was dann?"

„Dort wirst auch Du Dich erholen, sieh nur Deine hohlen Wangen an, Deine eingefallenen Gesichtszüge, Deine tief in den Höhlen liegenden schwarzen Augen."

„Dies macht der momentane Aerger, den ich gehabt, ich fühle mich sonst ganz wohl."

„Du mußt an die See. Und ich auch. Ach, das Meer!" Und sie stand auf und nahm aus meiner Reisebibliothek Heines Gedichte.

Mit welchem Feuer, mit welcher alles überwältigenden Glut trug sie seine „Nordseebilder" vor.

Ach, ich konnte ihr nichts abschlagen, und schon andern Tags entführte uns der Eilzug über Hannover und Emden nach Norderney.

V.

Verliebte sollen nicht ans Meer gehen, die See macht melancholisch und die Melancholie erweckt ernste Gedanken, und Liebe und Leidenschaft vertragen nur zu oft den bittern Ernst des Lebens nicht.

Nun waren wir in Norderney.

Tagelang saß ich draußen an der See und schaute dem Spiel der Wogen zu, las Heines Meerlieder, die Amelie so sehr liebte, dachte an Ossian, an den alten Barden auf Rügen und ließ die Windsbraut um meine Wangen sausen und brausen, wie einst vor Jahren auf Stubenkammer. Welch ein unendliches, aber eintöniges Feld bot die See, besonders im Herbste bei trübem schlechten Wetter, und wir hatten leider wenig Sonnenschein mehr, weder im Leben noch in unserer Liebe!

Die Marschen waren landein, wo ich saß, mit Schilf bewachsen, und dieses Schilfmeer wackelte gar gespenstisch, wenn die rote Sonnenkugel ins Meer gesunken und der Seewind daherfuhr in seiner Alles niederstreckenden Wucht.

Das Auge blickte oft starr und wie gebannt auf die Wasserwüste, welche selten durch ein dunkles Segel oder Fischerboot auf jener Seite belebt war. Das weite große tiefe unendliche Meer! Jetzt erst begriff ich die Ausdrücke: Meertiefe, Meeröde, Meerstille, Meerwunder! Ach, hier möchte ich mir ein Zauberschloß wünschen!

„Hast Du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her!“

Dieses rollende eintönige Wogengeräusch, dieses einschläfernde Wogen und Wiegen der Wellen machte mich oft schwindlig und halb seekrank am Ufer. Der weiße Gischt rauschte, so regelmäßig als er gekommen, so regelmäßig wieder zurück um dann wiederzukommen, und so ging es fort bis in die fernsten Tage: Schuhrr, schuhrr, schuhrr! Das ist die See mit ihrem urewigen Reiz.

Und die Luft war so schwer an solchen Nebel- und Regentagen, nach Salz duftend, möchte man sagen! Alles salzig! Alles vom Salzwasser wie angehaucht! Und dabei die schaurige öde Stille, die Linie, welche Horizont und Meer scheidet, ist jetzt nicht mehr zu unterscheiden, Luft und Wasser verrinnen in eins! —

Ich saß meistens allein draußen am Strande, denn Amelie schwamm weit ab von mir, in der Bucht herum wie eine märchenhafte Meernixe, und oft sah ich von der Ferne ihre kokette rote Schwimmkleidung, ihre rote Haube erglänzen in den Strahlen des bischen Sonne, die uns hier zugemessen wurde. Sie war eine wahre Wasser-

ratte, wie sie mir einst geschrieben. Vormittags und Nachmittags trieb es sie ins Wasser. Ihre größte Freude war, weit hinaus in die See zu fahren und sich dann hineinzustürzen in das wogende Element, welches sie so sehr liebte. Freilich machte ich solche Fahrten mit innerem Widerstreben mit, da ihr Leichtsinn ohne Grenzen war und sie oft den Ausspruch that: „Ach Gott, Goethe hat das Ersaufen so wunderbar beschrieben!

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehen!"

Das Leben ist mir nicht mehr viel wert, und schnell gestorben ist gut gestorben, was meinst Du, Heinrich? Wenn ich einstmals hinausschiffe und nicht wiederkäme? Wenn mich die grünen Wassernixen hier auf dem Meeresgrunde zu sich einlüden! Es muß da drunten gar nicht übel aussehen in ihren gläsernen schimmernden Zauberpalästen und roten Korallenhäusern. Holla! Petersen," rief sie dem Schiffer zu. „Schnell ans Land! Mich friert! Tom friert! Es wird kühl!" Und husch wie ein leibhaftes Nixlein war sie dann in ihrer Badehütte, um sich in kurzer Zeit, als Dame metamorphosiert, mit wallenden Haaren dem gaffenden und sie bewundernden Badepublikum zu zeigen.

Und jetzt kommt jene Episode aus meinem Liebesleben mit Amelie, welche, wie schon einstmals erwähnt, eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Loose des armen Armand Duval recte Alexandre Dumas in dem Drama „Die Cameliendame" hat.

Wir wohnten im Logierhause Numero vier, und gingen morgens gern in die große Läster- oder Seufzer-

allee von Norderney. Als wir nun eines Tages uns dort ergingen, erklärte mir Amelie, daß sie nach Vegesak bei Bremen müßte, um dort eine weitläufig mit ihr verwandte Base, die sie einst zu beerben hoffte, zu besuchen, sie würde bis Abend wieder da sein. Dann bat sie mich noch am Strande, etwas für sie zu besorgen, drückte mir die Hand und verschwand.

Als ich nach einer Stunde beiläufig ins Logierhaus zurückkam und Einiges in ihr Zimmer legen wollte, fand ich es zu meinem Erstaunen fest verschlossen, was sonst nie der Fall war, wenn sie, was doch öfters geschah kleine Ausflüge allein machte; der Schlüssel wurde mir immer übergeben.

Diese Wahrnehmung beunruhigte mich ein wenig, doch ich beschwichtigte meine Aufregung mit dem tröstreichen Gedanken, daß sie ja ganz ohne Gepäck weggefahren sei.

Und doch dachte ich im Stillen, ohne irgend einen greifbaren Grund — an eine Flucht Amelies!

Seltsame Ahnung, die leider anderen Tages zur schrecklichen Gewißheit werden sollte.

Mittags an der Table d'hôte wurde der Platz, auf welchem sie gewöhnlich neben mir saß, leer gelassen und ich dachte jeden Augenblick, jetzt — jetzt müsse sie hereintreten und sich, wie sie gewohnt war, mit Eclat neben mich hinsetzen, wiewohl ich mich erinnerte, daß sie ja selbst gesagt, sie käme vor Abends nicht zurück.

Nie verging mir ein Nachmittag langsamer als an diesem Tage, ich war zehnmal zum Landungsplatze der Dampfschiffe gelaufen, zehnmal aufs Telegraphenbüreau,

ob keine Depesche für mich angelangt sei. Es wurde Abend, die Sonne nahm Abschied, die Laternen wurden angezündet, am Strande wurde es still und einsam — es kam keine Amelie! Eine ungeheure Angst, eine furchtbare Beklemmung bemächtigte sich meiner, vielleicht ist ihr ein Unglück zugestoßen, vielleicht ist sie krank geworden — so wurde es acht, neun Uhr — ich setzte mich unten am Strande hin, auf ihren Lieblingsplatz und — Thränen füllten meine Augen! Ich — weinte vor Schmerz! Nicht achtete ich auf das mittlerweile herangebrochene schlechte Wetter. Die empörten Wogen rauschten und schlugen turmhoch an die Uferwände. Es war, wie Petersen, unser bester Lootse und Fährmann sagte, heute eine „böse See“, die Wellen wurden immer ungestümer, die Brandung donnerte, schäumte und zischte.

Die ganze Nacht schlief ich nicht, schon der Lärm der Brandung ließ mich nicht zur Ruhe kommen, der Regen klatschte wütend an meine Fensterläden, es war ein gottloses Wetter! — Meine Gedanken waren immer bei ihr. Ich malte mir die schrecklichsten Szenen aus! Vielleicht ist das Schiff, auf dem sie sich befand, gescheitert — ich hörte im Halbschlummer Kanonen donnern — Notsignale sah ich aufsteigen — Raketen! — Dann sah ich Amelie wieder im grünen Schilfe, als Nixlein lustig herumplätschernd! Träumte ich? Amelie! schrie ich, Amelie, wo bist Du?

Da erwachte ich, es war schon spät am Tage, man klopfte an meine Thür, Pertersen trat ein.

„Ist sie da?“ schrie ich ihm entgegen. „Ist ein Unglück geschehen — das Schiff! das Schiff!“

„Da ist sie nicht — die Madame Hertz nämlich — und ein Unglück? — daß ich nicht wüßte, der Sturm hat sich bald gelegt! Aber dieses Packet hier hat mir Frau Michelsen übergeben, sie kam eben von Vegesack!“

Es enthielt nichts, als die Schlüssel zu Amelies Zimmer.

Als ich ihr Zimmer öffnete, war all ihr Gepäck fort, sie hatte es heimlicher Weise nach und nach, wie ich später ausforschte, fortschaffen lassen; auf dem Tische lag ein Brief, adressiert an Heinrich von Münster.

Dieser Brief! Mit Zittern und Beben nahm ich ihn in die Hände, gewiß war es etwas Schreckliches, was darin stand! Ich öffnete das Couvert — nur wenige Zeilen enthielt es:

„Lieber Heinrich! Um Dir nicht viel Kummer zu bereiten, bin ich wie eine Hexe plötzlich durch den Schornstein abgekratzt! Suche mich nicht — Du wirst mich nicht finden. Es mußte geschieden sein! Gott sei mit Dir, mein alter Freund! Ich werde Deiner ewig in Liebe gedenken! Amelie.

P. S. Die paar Sachen, die noch von mir in der Badehütte sind, schenke Frau Petersen, sie ist eine gute Frau! Grüße sie von mir.“

— — — — — — — — — — — — — —

Heiße Thränen entquollen meinen Augen, wie sinnlos rannte ich in ihrem Schlafgemache auf und ab! Tausend tolle Gedanken durchkreuzten mein Gehirn, bis ich den einen festhielt: Ich muß ihr nach, ich muß sie finden! Vor Allem wollte ich nach Vegesack. Doch dachte ich, ist sie denn wirklich nach Vegesack, war das

Ganze nicht ein längst abgekartetes Spiel? O, ich sollte bald Gewißheit haben, daß ich das Opfer einer vollständigen Verschwörung gegen meine Ruhe, mein Glück geworden!

Petersen hatte einen Kameraden, der zeitweilig in seinem Boote Amelie fuhr, es war ein stämmiger Friese und hörte auf den Namen Erich Troll. Dieser Troll nun sah Amelie in Bremerhafen in Begleitung eines Herrn auf dem Dampfer Batavia ganz deutlich an der Planke stehen, und scherzen und lachen.

Schreckliche Gewißheit! Nach der Beschreibung, die der Bursche gab, war dieser Herr Niemand Anderes als Gimmer. Gimmer, der geleckte Komödiant und Intriguant! Amelie mit Gimmer! O, jetzt erriet ich Alles! Jetzt begriff ich auch die Warnungsbriefe ohne Unterschrift, die ich vor einigen Tagen erhielt und denen ich leider wenig Beachtung schenkte. In dessen Händen durfte ich sie um keinen Preis lassen; nicht gemeine Eifersucht, sondern das Gefühl, daß dieser Egoist sie aussaugen und dann wegwerfen würde, gab mir meine volle Stärke, mein volles Bewußtsein wieder. Ich mußte sie retten! Ich packte sogleich meine Koffer und bezahlte meine Rechnung (Amelie hatte die ihrige bereits hinter meinem Rücken selbst bezahlt), und fuhr nach Bremerhafen, von dort nach Bremen. In Bremen frug ich in allen Hotels nach, engagierte auch einen schlauen Lohnbedienten vom Hotel l'Europe der mir Detektivdienste verrichten mußte. Vergebens! Keine Spur konnte ich entdecken! Ich irrte stundenlang durch die Straßen. Eine furchtbare Müdigkeit überkam mich,

meine Füße, glaubte ich, seien mir abgesägt, ich setzte mich Abends auf ein Tau, das zusammengerollt auf dem Quai lag. O ich war müde, nicht nur am Leibe, sondern auch müde des Lebens! Ein Sprung — und ich hätte ewige Ruhe! — Aber bald kehrte mir die Besinnung wieder — ich überwand diese schwere Stunde. Wohin sollte ich mich nun wenden? Nach Berlin, schrie eine innere Stimme mir zu, nach Berlin! Vielleicht ist sie und ihr „Versucher“ dort!

Mit dem Abendzuge fuhr ich nach Berlin! Nach der neuen „Weltstadt“ Berlin, die ich vor Monaten mit so freudigen Gefühlen verlassen!

VI.

Da saß ich nun im „Hotel de Rome“ bei Herrn Mühling und schaute starr und stumm von meinem vergoldeten Balconkäfig aus, in der zweiten Etage, nach den Linden.

Das ewige Einerlei! Dieselben Tellermützen der Offiziere, dieselben Pickelhauben, dieselben Geheimräte, dieselben noblen Bummler und dieselben Bassermannschen Gestalten von ehedem; kurz und gut, dieselben Menschen wie früher, in der verschiedensten Abwechselung, zogen an mir vorüber. Jeder offenen Droschke folgte mein Blick, besonders wenn Damen im Fond saßen. Nichts!

Nachmittags fuhr ich nach Charlottenburg zur „Flora,“ ein Lieblingsaufenthalt Amelie's in früheren Zeiten... keine Spur von ihr! Ich besuchte Frau Melzer in der Luisenstraße Nummer vierzehn, bei der einst Frau Hertz gewohnt, sie wußte seit einem Jahre nichts mehr von ihr und war sehr verwundert über meine Nachforschungen. Nun durchsuchte ich Abends die meisten Theater, ich nahm mir eine Droschke erster Klasse und fuhr, da ich

genau wußte, daß Amelie die Hoftheater vermeiden würde, zuerst in die Friedrich-Wilhelmstadt, von dort nach dem Wallnertheater und zu Woltersdorf, bis ich endlich sehr spät das Viktoria-Theater besuchte. Man gab wie gewöhnlich ein großartiges Ausstattungsstück. Als ich in das große Haus eintrat, schwammen auf der Bühne gerade in Wellen von Gaze sehr wenig bekleidete Meerfräuleins herum, sangen und tanzten im Vordergrunde kurzgeschürzte schöne Nymphen — den Titel des Stückes habe ich längst vergessen. Ich musterte sofort das Haus mit meinem scharfen Opernglase.

Da fällt mein Blick auf die Logensitze im ersten Range. Was sah ich? Woldemar Gimmer und Amelie im traulichen Gespräche!

Ich war einer Ohnmacht nahe! Ich hatte also doch recht vermutet, daß sie nach Berlin entflohen wäre! Es war schon spät, als ich das Viktoriatheater betrat, und das Schauspiel bald nach meinem Eintreten zu Ende, ich postierte mich daher im Vestibül an einen Pfeiler, wo Beide hart an mir vorüber mußten. Was in meinem Innern vorging, spottet jeder Beschreibung! Ich wollte Gimmer insultieren — Amelie zur Rede stellen, ich zermarterte mein Gehirn, um die rechte Strafe für ihr schändliches Betragen zu finden! Endlich siegte doch der Verstand über die Rachsucht — der Verstand und meine edlere Seele! Aber sehen soll sie mich, — ich will nichts unternehmen — aber sehen soll sie mich, der jähe Schreck soll in ihre schönen Glieder fahren, das allein sei meine ganze Rache! Keine Roheit, kein Aufsehen, keine sonstige Strafe!

Da kam sie langsam die Treppe herab, das schöne Weib, welches dem Alter Halt zu gebieten schien, auf deren Wangen keine kosmetischen Mittel erglänzten — neben Gimmer, der voll Stolz sie an seinem Arme führte, dieses Weib im vierzigsten Jahre, noch immer schön, noch immer begehrenswert, noch immer alle meine Pulse schlagen machend, noch immer Sehnsucht erweckend nach ihrem schönen Leibe — nach ihren heißen versengenden glutvollen Küssen! –

Die alte Raserei erwachte in mir, in meiner Liebestollheit hätte ich mich vor allen Leuten ihr zu Füßen stürzen mögen, um auszurufen: Weib, Engel, Teufelin, was du auch bist, herniedergestiegen aus reinen Höhen oder hervorgegangen aus dem Pfuhle der Höllengeister, hier liege ich zu deiner Augenweide, schreite über meinen elenden Leichnam hinweg und tödte mich, oder habe Erbarmen mit mir, hebe mich auf und sei wieder die Meine!

Da fiel ein Blick von ihr auf mich. Ich wollte mich vordrängen — zu spät — sie verschwanden in der Menge, und leise tupfte im selben Moment ein behandschuhter Finger auf meine Schulter.

Ich drehte mich schnell um.

Graf Bodo Prandtstein stand hinter mir. Der Gemahl Amelie's!

„Sie sendet mir der Himmel! Ich habe mit Ihnen Einiges zu besprechen,“ sagte er ruhig, „und freue mich ungemein, Sie in Berlin zu wissen! Sie kennen mich doch? Sie wurden mir ja erst vor kurzer Zeit im Unions-Club vorgestellt! Durch Ley —“

Ich bejahte! Mit einer Handbewegung lud er mich ein, ihm zu seinem Wagen zu folgen; wir stiegen ein und bald waren wir in seiner eleganten Wohnung in der Tiergartenstraße angelangt.

Graf Bodo lebte noch immer als grand seigneur, wiewohl die böse Frau Fama ziemlich laut davon sprach, daß er mit seinem Vermögen vollständig zu Ende sei und sich nur zeitweilig durch gewagte Börsenspekulationen über Wasser halte! Er war Verwaltungsrat mehrerer Aktiengesellschaften geworden, die auf schwachen Füßen standen. Aber sei dem wie dem sei, er war fürstlich eingerichtet in seiner großen Parterrewohnung, die schönsten Bilder von Menzel, Achenbach, Meierheim, Richter (von letzterem ein herrliches Porträt Amelies) prangten an den Wänden des Salons.

Am meisten gefiel mir sein trauliches Speisezimmer, noch heute ist mir die interessante Inschrift im Gedächtnis, welche über den silbernen antiken Weinhumpen angebracht war, die eine alte gothisch geschnitzte Kredenz schmückten. Sie lautete in englischer Sprache:

Good wine makes good blood — good blood causeth good humours, good humours cause good thoughts, good thoughts bring forth good works, good works carry a man to heaven — ergo good wine carrieth a man to heaven. Zu deutsch: Guter Wein schafft gutes Blut, gutes Blut bringt gutes Gemüt, ein gutes Gemüt erzeugt gute Gedanken, guten Gedanken folgen gute Werke, gute Werke führen den Menschen ins Himmelreich — ergo leitet guter Wein den Menschen zum Himmel!

Und der Keller des Grafen war noch wohlbestellt! Das kann ich bezeugen. Welch ein Burgunder!

Nachdem der Diener lautlos serviert und hinter den schweren Damastportieren verschwunden, Graf Bodo sich eine Havanna angezündet — ich lehnte ab zu rauchen — hub er an:

„Mein lieber Freund, es muß Ihnen sehr sonderbar vorkommen, daß ich, der ich Sie eigentlich nur oberflächlich kenne, Sie so plötzlich aus dem Theater entführt habe, aber es war mir gerade, als wenn Sie mir ein guter Geist gesendet hätte! Ich weiß, daß Sie sich seit einiger Zeit für meine ehemalige Frau interessieren —"

Ich stutzte! — Was weiß er?

„Ley hat mir davon erzählt! Ich brauche nun einen Botschafter, einen ambassadeur plénipotentiaire für meine ehemalige Frau, Sie haben sie doch heute im Theater gesehen — erste Rangloge, Sie sieht wirklich noch passabel aus — mit einem Schauspieler — einem gewissen Hern Gimmer! Sie lebt seit einiger Zeit mit diesem Menschen, der sie heiraten will. Sei's darum! Meinen Segen!" —

Ich wurde ganz blaß und wußte nicht, was ich von dem ironischen Ton des Grafen denken sollte! wußte er denn nichts von meinen Beziehungen zu Amelie, oder verwechselte er beide Geschichten? wie kann er so schnell schon von Gimmer unterrichtet sein? Wie er mir sagte, war er seit längerer Zeit von Berlin abwesend, und doch hatte er bereits das Neueste aus Amelies Leben erfahren.

„Da ich nun von Ley erfahren habe, daß Sie mit ihr seit längerer Zeit auf bestem Fuße stehen, so erlaube ich mir, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten. Leider ist mein Freund Ley sehr gefährlich krank, die Aerzte fürchten für sein Leben, sonst hätte ich Ihre Güte gewiß nicht in dieser delikaten Angelegenheit in Anspruch genommen. Ich war wirklich in Verlegenheit, wie ich die Sache ohne Vermittelung zu Ende führen sollte. Hören Sie, lieber Herr von Münster, meine Frau hat mir nämlich gestern diesen zärtlichen Brief geschrieben, das erste Billetdoux seit langer, langer Zeit!" —

Und er lächelte dabei schmerzvoll vor sich hin.

Dann stand er auf, ging zu seinem Schreibtisch und zog aus einer schwarzen Saffiantasche einen offenen Brief. Ich erkannte sofort die Perlschrift Amelies.

„Hier, lesen Sie selbst! Oder lesen Sie mir ihn gefälligst noch einmal vor, er ist zu „pikant," man kann solche Sachen nicht genug hören! Uebrigens schrieb Ihnen ja Ley nach Norderney, wo meine Frau mit diesem Herrn Gimmer hauste, um einige Aufklärungen zu erhalten – nicht wahr?"

Ich verneinte, irgend eine briefliche Botschaft Leys erhalten zu haben. Doch eines ward mir zur Gewißheit: Gimmer war in Norderney, wenn auch vor mir verborgen. Welche Schlange!

„Also lesen Sie, lieber Freund," unterbrach der Graf mein Dahinstarren.

Ich las:

„Lieber, teurer Bodo! Du verzeihst, daß ich mich nach so langer Zeit wieder an Dich wende, um Deine

so oft bewährte Großmut in Anspruch zu nehmen — mit einem Worte, an Dein gutes Herz zu appellieren! Ich war beinahe ein Jahr lang leidend und der Bühne entfremdet; jetzt, wo ich mich wieder ganz und gar, mit Leib und Seele der Bühne zuwende, kann ich mit der Alimentation, die Du so gütig warst, mir freiwillig auszusetzen, nicht mehr ausreichen.

„Ich habe eine Unzahl Kostümes beizuschaffen, meine Diamanten sind im Leihhause und harren der Auslösung, auch sind eine Masse kleine Schulden zu decken — die Gläubiger drängen. Ich würde Dich daher bitten, mir die Summe von zehntausend Mark vorzuschießen, ich werde mich beeilen, sie in kleineren Raten zurückzuzahlen.

„Küsse tausendmal von mir meine teuren Kinder Elsa und Angelique! —"

„Was sagen Sie, Herr von Münster, zu diesem Schreibebrief? Braucht sie wirklich diese Summen? Sie sind ja in ihren Verhältnissen eingeweiht! Reden Sie offen! Oder —"

„Ich würde ihr nichts senden," rief ich voll Rachsucht. Doch der Graf war edler als ich, er erwiederte ruhig:

„Ich werde ihr die Hälfte dieser Summe als Geschenk anbieten! Ich bin selbst zwar etwas derangiert und meine armen Kinder sind auch schon in Mitleidenschaft gezogen worden — die Zeiten sind sehr schlecht, und ich habe viel und unglücklich spekuliert! Sie, lieber Freund, werden der Ueberbringer jener Summe sein und ich bitte ihr folgendes zu sagen."

„Ich?" rief ich ganz außer Fassung.

„Ich mag nicht an die Gräfin — an Frau Hertz — schreiben. Sagen Sie ihr, daß ich ihr die Summe schenke! Wer weiß, ob es nicht die letzte Liebesgabe ist — sie soll sparsam damit umgehen. . ."

„Welch ein edelmütiger Charakter Sie sind," konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. „Dieses Weib soll Sie ja finanziell ruiniert haben, Graf!"

„O, sie hat mir sehr wehe gethan! Und ich habe sie sehr — sehr geliebt — einst! Doch, passons là-dessus! — Passons!

Es trat eine lange Pause ein. An wen dachten wir Beide in jener späten stillen Nachtstunde! — Die Pendule schlug Mitternacht.

Ich erhob mich zuerst.

Der Graf gab mir beim Scheiden fünf Tausend-Markscheine und dankte mir im voraus für diesen Dienst.

„Sie werden mir doch Bericht erstatten, morgen Abend im Unions-Club? Au revoir! Bon soir!"

Ich schritt gedankenschweren Hauptes durch die Tiergartenstraße. Als ich zu den „Linden" kam, war es halb ein Uhr, in der Nähe des Restaurants von Drassel ging ich noch lange auf und ab! Welch eine Nemesis, welch eine furchtbare Rache übe ich nun aus an jenem Weibe, welches mich belog, betrog auf die schändlichste Weise. O wie niederschmetternd wird ihr morgen mein Anblick sein, ich malte mit Wollust ihr Entsetzen aus, wenn ich plötzlich vor sie hintreten werde mit dem Gelde, und ihr zurufe: O ich

weiß wohl, daß Herr Gimmer Geld braucht und daß Sie nur sein schwaches elendes Werkzeug sind. Nur er hat Sie bewogen, an Ihren ehemaligen Mann zu schreiben! Nur er! — Dann aber erfaßte es mich wieder krampfhaft — das Gefühl der Liebe zu diesem dämonischen Weibe drängte alle Rachegedanken in den Hintergrund und ich wurde weich gestimmt, wollte ihr Alles verzeihen. —

Da fielen mir aber die sonderbaren Worte des Grafen Bodo ein: O sie hat mir sehr, sehr wehe gethan!

Wie, hätte er sich nicht nur Schulden halber, wegen ihrer Verschwendungssucht, wie er im Club proklamierte, von ihr getrennt? Sollte der Graf in einer Anwandlung von übertriebenem Edelmut diese Ursache nur vorgeschützt haben? — um Unheimlicheres, Schrecklicheres, mit dem Schleier der Barmherzigkeit zu bedecken? That er es seiner Kinder wegen? Welch ein Dunkel!

— — — — — — — — — — — — — —

Bis zwei Uhr wanderte ich ruhelos auf dem Asphalt der Linden hin und her, dann endlich suchte ich mein Lager. Ach welch eine Nacht verbrachte ich damals im Hotel de Rome! Welch eine furchtbare Nacht! Wie ersehnte ich das erste Morgengrauen! Die ersten Strahlen der Sonne! — — — — — — — —

Es war halb zwölf Uhr Mittags.

„Auf Numero sechzehn,“ schrie der Portier des Hotel Royal unter den Linden, „wohnt Frau Hertz, mein Herr, Herr Gimmer auf siebzehn.“

„Danke," rief ich, „ich suche nur Frau Hertz!" Oben angelangt, übergab ich einem geschniegelten Garçon meine Karte und bat, mich Frau Hertz zu melden.

„Nein," rief ich ihm nach, „geben Sie mir die Karte zurück und sagen Sie nur, ein Herr wäre da, der Madame im Namen des Grafen von Prandtstein zu sprechen wünscht! Verstehen Sie?"

„Gut," sagte der Garçon und verschwand auf Numero sechzehn.

Nach einer Weile kam er aus Numero siebzehn heraus und meldete: Die gnädige Frau erwartete mich, sie sei zwar noch im Negligee und bitte daher um Entschuldigung.

Ich trat ein, mein Herz klopfte zum Zerspringen, meine Füße versagten mir vor Aufregung den Dienst.

Amelie stand am Fenster im bekannten blauen Schlafrocke, sie wendet den Kopf zu mir — stößt einen leisen Schrei aus und greift nach der Glocke auf dem Tische.

„Lassen Sie das, Madame," sagte ich, meine ganze Fassung bei ihrem Anblick gewinnend, „unsere Geschäfte sind bald vollendet! Ich komme wirklich im Auftrage des Grafen von Prandtstein, ihres geschiedenen Gemahls, um Ihnen hier die Summe von fünftausend Mark zu übergeben, die Hälfte jener Summe, die Sie für dringende Auslagen benötigen; — der Graf schenkt Ihnen diese fünftausend Mark!"

Und mit einer Handbewegung bat ich sie, sich zu setzen, und legte die umgewechselten Scheine, fünfzig

Noten, jede auf hundert Mark lautend, langsam zählend auf den Tisch des Hauses.

Keinen Blick schenkte ich ihr, doch merkte ich, daß sie mich beinahe mit verglastem starren Auge betrachtete.

„Meine Sendung ist zu Ende!“

Ich nahm meinen Hut. Sie sprach kein Wort!

Ich trat zur Thüre und machte eine kleine Verbeugung.

Sie stand auf, als ob sie mir nacheilen wollte.

Ich blieb bei der Thüre, die Hand an dem Griffe, stehen.

„Mein Herr,“ lispelte sie. —

„Frau Hertz?“

„Bedürfen Sie keiner Quittung?“

„Nein!“ schrie ich und wollte über sie herfallen — sie würgen wie Othello! — Doch ich besann mich —

Und dann — dann stürzte ich hinaus und glaube, ich wäre über die Treppe gefallen, wenn mich nicht ein Garçon ergriffen und mich, den Taumelnden, mit den Worten sorgsam hinuntergeleitet hätte:

„Dem Herrn scheint ein Bisken „duselig“ geworden! Nur immer schön gerade! Vielleicht ein Glas Wasser gefällig?“

— —

„Bedürfen Sie keiner Quittung?“

Sonst nichts hatte sie mir zu sagen! Welch ein Hohn! Die Ehrvergessene! Die Schlange!

Sonst nichts! Sonst hatte die Heuchlerin die süßesten Worte auf den Lippen! Und heute? Bedürfen Sie keiner Quittung!

— —

O ich war geheilt, gesundet! Diese Worte, diese kalten nichtssagenden Worte haben mich gerettet! Ich danke meinem Schöpfer, der Bann ihrer Zauberkraft ist gewesen, und ausgelöscht aus meiner Erinnerung ist dieses elende Weib! —

Tot! Tot für mich! für immer! —

So glaubte ich. —

Ach, wie wenig kannte ich mein schwaches Herz! —

Wie wenig mich selbst! —

Zweites Buch.

Hinter den Coulissen.

I.

Ich hatte mich nun ganz dem Literatentum in die Arme geworfen, meine Offizierscharge in B. niedergelegt, um fortan nur unter meinem Schriftsteller-Pseudonym zu existieren. Meine Mittel, vom Hause aus sehr beschränkt, zwangen mich, wider meinen Willen zwar — nach einer festen, sicheren Stellung, die aber wenigstens geistig fesseln und anregen sollte, auszuschauen.

Da bot sich mir eines Tages die verlockende Stellung eines Theatersekretärs und Dramaturgen an einem größeren preußischen Provinztheater.

Ich schwankte keinen einzigen Augenblick und nahm die zwar nicht besonders dotierte, aber ehrenvolle Stelle mit Vergnügen an, meine totmüde Seele brauchte Zerstreuung und Arbeit, aber auch Vergnügen und Lust! Beim Theater hoffte ich Beides in ausreichendem Maße vorzufinden. Man bot mir freie Wohnung im Theatergebäude, die ich aber nicht annahm, 3000 Mark Gehalt und Extrahonorar für allfällige Uebersetzungen französischer Stücke, Bearbeitungen u. s. w.

Freilich täuschte ich mich nicht darüber, daß eine solche Stellung bei den trüben Theaterverhältnissen im deutschen Reiche nicht lange vorhalten würde, aber die Würde eines Dramaturgen, der Kollege eines Laube, Dingelstedt, Putlitz u. s. w. zu sein, reizte mich und befriedigte gleichzeitig meine unendliche Sehnsucht nach jenem Kampfplatze, den ich seit meiner Kindheit angestaunt, geliebt und oft schon betreten! Nach der Bühne! Immer und immer war das Theater der Zielpunkt meines Strebens gewesen.

Nachdem ich meine Geschäfte in B. in Ordnung gebracht, reiste ich eines schönen Tages direkt an meinen Bestimmungsort ab.

Mein neues Domizil, ehedem eine Festung ersten Ranges, war jetzt eine bedeutende Fabrikstadt. Das jetzige Theatergebäude war erst seit einem Jahre auf Kosten der reichen Stadtgemeinde aufgebaut und sah recht stattlich, vornehm, ja großartig für eine Provinzstadt aus. Auch hörte ich, daß eine erlesene Künstlerschaar engagiert sei und im Verhältnisse zu den kleineren deutschen Hofbühnen hier große Gagen gezahlt würden.

Einen Tag nach meiner Ankunft, es war gerade Theaterprobe, denn beim Bühneneingange reckten und streckten sich einige Mimen herum oder liefen geschäftig ab und zu — machte ich meinem neuen Chef, Direktor Hildebrand, meine Aufwartung in seinem Bureau.

Hildebrand war ein gut genährt aussehender Fünfziger, kahlköpfig, von umfangreichem Körpermaße, besonders in der Nähe des Magens, aber mit angenehmen, sogar geistvollen, etwas Spitzfindigkeit verratenden Ge-

sichtszügen. Die aufgeworfenen sinnlichen Lippen ließen vermuten, daß die vielen guten und schlechten Anekdoten, die über seine Liebesaffairen in Umlauf gesetzt wurden, wahr sein konnten. Er trug eine goldene Brille und war immer höchst elegant, beinahe zu dandyhaft für sein Alter gekleidet.

Zu jener Zeit stand er eben im Begriff, sich zum dritten Mal zu vermählen, nachdem er zwei Frauen — bereits, bei Leibe nicht begraben — sondern fortgeschickt und sich später in Form Rechtens scheiden ließ. Es gab auch böse Mäuler, welche behaupteten, die erste wäre mit dem ersten Tenoristen eines Theaters auf und davon gegangen und die zweite hätte den Verlockungen eines Offiziers nicht widerstehen können. Der Schluß dieser beiden Ehekatastrophen war aber, wie bereits gesagt, immer gerichtliche Scheidung und nun war eben Hildebrand dabei, seine dritte Frau heimzuführen, seine Soubrette, ein Mädchen von zwanzig Jahren und von bezaubernder Schönheit. Eine Vollblut-Wienerin, damit ist Alles gesagt! Es hieße Eulen nach Athen tragen, über die Schönheit der Wienerinnen noch ein Wort zu verlieren, und zwar der Wienerinnen, die sich dem Theater widmen. Ich habe niemals eine nicht wenigstens halbwegs schöne Wienerin in Deutschland beim Theater getroffen. Und an welcher deutschen Bühne giebt es keine Wienerin oder Oesterreicherin!

Alle diese Privatsachen Hildebrands wurden mir bereits von meinem Theateragenten in Berlin erzählt, auch mir gleichzeitig genau mitgeteilt, wie ich mich mit dem Ehrenmann zu stellen hätte.

Nun stand ich ihm gegenüber!

Er kam mir mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegen, mit einer wahrhaft überraschenden Bonhommie.

„Ich kann gar nicht sagen, wie es mich entzückt, lieber, bester Doktor, einen solchen bekannten Namen als Dramaturgen für meine Bühne gewonnen zu haben; freilich messe ich mir das Verdienst nicht allein zu — ich habe nur mitgeraten — die Ernennung ging vom hiesigen Stadtrate aus; der erste Bürgermeister, der eine Hauptstimme im Theater-Comité hat, schlug Sie vor und wir stimmten Alle mit Freuden zu! Zu ihm müssen Sie daher auch gleich heute noch, und sich in geziemender Salontracht, schwarzem Frack und weißer Kravatte, vorstellen, er liebt dies. Sonst ein feiner Mann! — hat zwei reizende Backfische, Töchterleins wollt' ich sagen, — macht ein großes Haus! Verstanden?"

Dabei zwinkerte er unter den Brillengläsern mit den grauen Aeuglein.

„Sie sind Junggeselle! Von Adel! O ich weiß Alles! Potz Mäusle! Man wird Sie charmant finden und zu „Bürgermeisters" einladen, was unseren Künstlern nie, als — nur — sehr selten passiert! Ein alter strenger Philister — Patrizier wollte ich sagen — bleibt doch dieser Bürgermeister Dr. Siebert! — Doch dies sage ich Ihnen nur im tiefsten Vertrauen, ich kann seinen Stolz nicht immer goutieren."

Ich versprach pflichtschuldigst, mich heute noch zu Siebert zu begeben, bat aber den Direktor gleich um eine kurze Beschreibung meiner Obliegenheiten, um etwaige

Instruktionen, damit ich bei Doktor Siebert vollständig vertraut mit den Bühnenverhältnissen auftreten könne.

„Potz Mäusle! (ein Lieblingsausdruck Hildebrands, war er doch früher Schauspieler, spielte komische und Väterrollen, daher der Anklang an den „Lindenwirth“) Potz Mäusle! Lernen Sie vor Allem erst das Personal aus persönlicher Anschauung kennen, dann wollen wir weiter reden, und vor Doktor Siebert brauchen Sie sich gar nicht zu fürchten, der ist ein Theoretiker und die haben von jeher nie einen Dunst vom Theatertreiben gehabt! — Die Hauptsache bleibt, daß Sie mir den ganzen Wust da — er zeigte auf Stöße von gedruckten und ungedruckten Theater-Manuskripten und Stücken — lesen und mir die aufführbaren rot anstreichen in dieser Liste! Freilich ist diese ganze Herkulesarbeit eigentlich umsonst, da wir doch nur schließlich dasjenige Stück geben, welches in Berlin Kassa macht — aber Doktor Siebert — potz Mäusle! glaubt immer, wir könnten irgend einmal ein Meisterwerk unter dem Krimskrams finden, das den Augen der Berliner und Wiener Direktoren entschlüpft ist! Profit die Mahlzeit, als wenn die Meisterwerke nur so wie wilde Brombeeren aus der Erde schießen würden! Unter uns, der gestrenge Herr und Gebieter der Stadt pfuscht Ihnen ins Handwerk, er hat so eine Ader à la Immermann in sich, möchte unsere Stadt zum zweiten Düsseldorf machen und die Augen Europas auf unser Kunstinstitut lenken. O diese Theateridealisten! Ein jämmerliches Volk! Als Doktor Siebert noch Referendar — hat er eine paar Trauerspiele verbrochen — einen Gracchus,

so ein edles nacktes Griechen- oder Römerstück mit Volksszenen à la Julius Cäsar, und eine bürgerliche Rühr-Komödie „Die Macht des Vorurteils!“ Die ist gar am Weinbergsweg in Berlin einmal nacheinander aufgeführt worden. Herr Jemine! Wir haben es auch hier genossen! Daher die Parteinahme für jugendliche Anfänger im Reiche Apollos! — Jetzt kennen Sie die ganze Geschichte!“

Ich lächelte. —

„Hier in diesem Zimmer, neben dem Oberregisseur, werden Sie, liebster Doktor, amtieren; erschrecken Sie nicht über die vielen Lithographien und Photographien an den Wänden! Ihr Vorgänger hat sie von den verschiedenen gastierenden Künstlern im alten Theater erhalten und dem neuen Tempel als Andenken geschenkt. Ich mache Sie besonders auf das Bild der „Lola Montez“ aufmerksam, auf die später berüchtigte Gräfin Landsfeld, sie tanzte bei uns vor so und so viel Jahren im Theater. Ich habe sie auch gekannt und, potz Mäusle! ich hätt' es dem alten König Ludwig nachgemacht — Schwerenot, war das ein Weib.“ —

„Mein Vorgänger“ — unterbrach ich seinen Redeschwall. „Ich glaubte, das Theater hatte bisher keinen Sekretär und Dramaturgen?“

„Ganz recht; ich meinte meinen alten Kassierer, der gleichzeitig mein Geheimsekretär war, der Alte hat sich vor sechs Monaten verändert — —“

„Hat er einen andern Posten?“ frug ich ahnungslos.

„Potz Mäusle! Er ist nämlich nach Valencia aufgebrochen, der alte Zigeuner, und ein bischen gestorben!

Er war eine seelengute Haut, na, Sie werden ja noch später von seinen Marotten hören und sich ein Bild von dem Original machen können.“ — Er räusperte sich. — „Hinsichtlich der Geschäfte ist mein Grundsatz: „Erst das Geschäft und dann das Vergnügen“, wie es in dem Maschinenbauer von Kalisch heißt. Ich sage Ihnen, Doktor, Mädels haben wir hier wie im Paradiese Muhameds beisammen, daß einem das Wasser im Munde zusammenläuft! — Na, ich verstehe den Rummel, ich bin so zu sagen ein Tausendsassa — aber alles zu seiner richtigen Zeit, wie die Gelehrten vom Kladderadatsch sagen.“

Er seufzte tief und lang!

„Tempi passati! Ich bin ja wohlbestallter Bräutigam! Ich werde mich freuen, Sie heute abends nach dem Theater zum Thee bei mir zu sehen; ich will Sie dort Fräulein Milla, meiner Soubrette, ich will sagen meiner Braut vorstellen — ein Talent ersten Ranges, sage ich Ihnen, früher im Wiener Fürsttheater im Prater gewesen für ganz kleine Rollen, ich erst habe ihre eigentlichen großen Fähigkeiten entdeckt, herrliche Stimme und eine Gestalt, potz Mäusle! das Prototyp einer Vollblut-Wienerin. Ihnen brauche ich ja nicht mehr zu sagen, Sie waren ja lange Zeit in Wien! Potz Mäusle, das ist eine Stadt zum Jubilieren und Amüsieren, jedes dritte Madel eine mediceische Venus und will zum Theater und hat den Teufel im Leibe! O ich könnte Ihnen Geschichten erzählen — habe dort zweimal auf dem Karl-Theater gastiert! Potz Mäusle, ich war ein verfluchter Kerl an der Donau!“ —

Die Thüre ging auf, eine tiefe, fette Baßstimme rief: „Ich störe vielleicht! Pardon, Herr Direktor!“

„Ganz und gar nicht, mein lieber Brandenburg! Oberregisseur Brandenburg — unser neuer Dramaturg und Theatersekretär Dr. Münster, eigentlich Baron von * * *“

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ihr werter Name ist mir bereits seit längerer Zeit bekannt!“ Er drückte mir mit vieler Förmlichkeit höchst feierlich die Hand.

„Mir der Ihre nicht minder,“ antwortete ich; „ich bin entzückt, einen solchen namhaften Künstler persönlich kennen zu lernen!“

Brandenburg, den ich jetzt erst näher betrachten konnte, war ein riesengroßer Mann, beinahe sechs Fuß hoch, er ähnelte im Aeußern dem verstorbenen Heldenspieler Kunst, dem Mann der Schröder, den ich noch als „Götz von Berlichingen“ und als „Karl Moor“ sah.

Er hatte ein rotes, feistes Gesicht, kleine Augen, breiten Mund und sah täuschend einem protestantischen Prediger ähnlich, seine Sprechweise war ebenfalls pfäffisch, er betonte jede Silbe, man merkte, daß seine schwere Zunge das schnelle Sprechen nicht vertragen würde, er sprach breit wie Heinrich Anschütz oder Karl Devrient, und dabei dröhnte es nur so wie von einem Glockenturm, denn einen gewaltigeren Baß habe ich zeitlebens nicht auf der Bühne im recitierenden Schauspiel vernommen.

Er trug sich schwarz — ich sah ihn später nie anders. —

Wir sprachen von der jetzigen Misère des deutschen Theaters, von der immer mehr zunehmenden Unlust des Publikums, im Sommer das Theater zu besuchen, er frug mich um meine Meinung.

„Offen gesagt, lieber Brandenburg,“ erwiederte ich, „ist dieses Thema ein höchst unfruchtbares zum Diskutieren! Nicht der Mangel an Geld hält die Leute im Sommer ab, das Theater zu besuchen, auch nicht die Hitze — Italiener und Franzosen gehen bei der größten Wärme ins Theater — sondern die vielen anderen Zerstreuungen, die ihnen früher nicht in diesem Maße geboten wurden! Zur Zeit, als Friedrich Schiller und Wolfgang Goethe das Sommer-Theater in Lauchstädt besuchten, existierten die Sänger- und Schützenfahrten, die Turnerfeste, die Rundreisebillets, die Stangen-Gesellschafts-Reisen nach Aegypten und die Ausstellungsepidemien nicht. Auch gab es noch keine Tingel-Tangel-Pilze wie jetzt, dem Himmel sei's geklagt! Diese Wirtsbuden mit den praktikablen Schaubühnen sind der Ruin des deutschen Theaters, meine Herren! Es wird noch so weit im ehemaligen heiligen römischen Reich kommen, daß jeder Wirt in Deutschland oder Deutsch-Oesterreich eine eigene Künstlerbande engagiert, um Leute in sein Etablissement zu locken! Die Theaterfreiheit ist das Verderben der Kunst und das Theaterproletariat wird eines Tages derart überhand nehmen, daß die geachtete soziale Stellung, die der wirkliche Künstler seit Seidelmann, Devrient und Eßlair, seit Iffland und Schröder sogar, um noch weiter zurückzugreifen, in der feinen Gesellschaft einnimmt, wieder einer Pariaslage weichen wird, wie sie

einst unter den Mimen in Frankreich, England und Deutschland geherrscht hat. Jene Zeit, wo jeder englische Lord noch zu Zeiten Ben Johnsons und Massingers seine eigenen Schauspieler hatte und sie wie Schalksnarren behandelte, wo eine Adrienne Lecouvreur in Frankreich nicht in geweihte Erde gesenkt werden durfte und wo in Deutschland Juden, Zigeuner und — Komödianten in die Rubrik „fahrendes Gesindel" mit den „Beguinen" nämlich den Freudenmädchen in den Thorbüchern der freien Reichsstadt Augsburg eingetragen wurden! Gott besser's!"

„Mir aus der Seele gesprochen, potz Mäusle!" rief der Direktor. „Und gäbe es kein Mittel, diese Lage zu verbessern? Doktor, Sie sollten darüber ein Buch schreiben, Sie haben das Zeug dazu!"

Ich wurde warm und fuhr fort:

„Diese Krankheit kann man nach meinem bescheidenen Ermessen nur dann gründlich heilen, wenn man die Theater-Konzessionen beschränkt, mit einem Wort, die Theaterfreiheit aufhebt! Giebt es schon in Wien, einer solchen Theaterstadt par excellence, zu viele Theater, und wie viel mehr in Berlin, wo in etlichen fünfzehn kleinen und großen Schauspielhäusern gespielt wird! Dann würde ich auch dem Unfug der verschiedenen Theaterschulen und Uebungstheater steuern, denn diese Privat-Institute befördern im Gegensatze zu den Staatsanstalten der Konservatorien ꝛc. auf das furchtbarste das Ueberwuchern eines schändlichen weiblichen Theaterproletariats, so daß bald die Bühnen zu einem einzigen

großen offenen Tempel der Venus vulgivaga werden, und ihre Priesterinnen sich, wie einst im Tempel der Venus in Mytilene, in den Zellen der Säulenhallen prostituieren! —

„Daß die Konservatorien in Wien, München, Berlin, Stuttgart, Köln talentirte Menschen für Oper und Schauspiel ausbilden, ist löblich, sie sollten sich aber hüten, dem Zwittertalente Thor und Angel zu öffnen, aber was thun die spekulativen Leiter von privaten sogenannten „Theaterschulen!" Sie nehmen Alles, was herankreucht! Jede schöne Dirne von der Straße, wenn sie von ihrem Sündenlohne einen Teil in die Danaidenkasse dieses Privat-Kunsttempels wirft! Und ich kann die Leiter und Leiterinnen solcher Institute nicht einmal ernstlich tadeln! Denn sie rufen mir als Entschuldigung zu: Die Menge muß es machen, habe ich nur erst recht viele zahlende Schüler und Schülerinnen, Talent ist da Nebensache, nehme ich auch später mit Vergnügen ein paar arme Teufel, die Talent haben, oder eine angehende „Seebach" oder „Wolter" umsonst!

„Sehr schön und ehrenwerth, meine Herren! Aber die Andern, die ihr Geld geopfert, ersticken auf dem Wege, in jener engen „hohlen Gasse", die zur Berühmtheit, zum Ruhme führt! Alles drängt sich da tumultuarisch vorwärts und am Ende gelangt kaum Einer oder höchstens Eine heraus aus dem tiefsten Schlamme und wird ein Auserwählter oder eine Auserwählte vor dem Herrn! Ueberhaupt giebt es eine eigene Klasse von Damen, die zum Theater gehen, denen ich den Gattungsnamen „Schönheitsmädchen" geben möchte. Jeder bedeutende Theater-

agent hat ein eigenes Album für die „Schönheitsmädchen" und jeder Theaterdirektor in den ersten Residenzen nimmt sich daraus einen Teil als „Ballast für seine Bühne." Diese „Schönheitsmädchen" spielen kein eigentliches Fach, sind aber bei Leibe keine Statistinnen, sondern meistens kleine Schauspielerinnen oder Sängerinnen, sie werden in allen nur möglichen Fächern verwendet, sie müssen in „Feerien" als „Amazonen" in goldenen Panzern und als „lebende Blumen" halb nackt figurieren, in der Operette als „Pagen" in Trikots herausspringen, in der Hermannsschlacht als deutsche Mädchen, mit Fellen notdürftig ihre Blößen bedeckend, im Walde herumliegen.

„Diese Schönheitsmädchen sind der Pfeffer in der jetzigen modernen Theatersauce, sie sollen Alles erst dem glatzköpfigen Parterre schmackhaft machen, sie sind der Höhepunkt jener leichten Reizungen, von denen der große Kenner der deutschen Bühnen, Heinrich Laube, gesprochen. Diese Schönheitsmädchen zählen zu Tausenden, jedes hübsche Gesicht, jeder reizvolle Körper wird „Schönheitsmädchen". Ob nun die Betreffende krächzt wie ein Rabe, dumm wie eine Gans ist — dies kommt bei ihrem Engagement nicht im mindesten in Betracht. Sie denkt, ein liebevoller Direktor wird sich schon finden — später vielleicht auch ein liebevoller Bankier — und so wird sie denn endlich versorgt — an das liebevolle Publikum, an die liebevolle Mutter „Kunst" denkt sie nicht im Schlafe."

In meinem Feuereifer vergaß ich ganz, daß ich vielleicht zu weit gegangen, denn mit offenem Munde saß mein Chef Hildebrand da und hörte mir zu; Bran=

denburg lächelte verschmitzt mit seinen breiten und dicken Lippen! —

„Das ist alles recht schön und gut! Diese Schönheitsmädchen existieren, aber es hat zu jeder Zeit talentlose Frauenzimmer gegeben, die man nur ihrer Schönheit willen auf die Bühne stellte. Ja sogar im Altertum zu Zeiten des Justinian und der Theodosia. Man hat ja auch seine Schulen durchgelaufen."

„Aber nie in solchen Legionen," replizierte ich, „wie man es jetzt versucht, und nicht an allen Orten der zivilisierten Welt!"

„Richtig! Aber bei meiner Bühne gibt es wahrhaftig sehr wenige! Sie werden sich überzeugen, liebster Doktor, bei uns ist Alles pures Talent! Wenig Talmigold, alles echt in Feuer vergoldet oder wirkliches Edelmetall."

Brandenburg hustete und zwinkerte mit den Augen.

Dies schien mir verdächtig.

„Und um Sie gleich zu überzeugen," fuhr der Direktor fort, „will ich Sie sofort auf die Probe führen, — es ist Theaterprobe von — von was ist denn Probe, Brandenburg? Potz Mäusle! ich habe so viel dummes Zeug im Kopfe, daß ich Alles vergesse."

„Von den Hugenotten, Direktor," erwiederte der gefragte Regisseur.

„Also kommen Sie, Doktor. Und Sie, Brandenburg, warten hier einen Augenblick, ich werde bald wiederkommen, sobald ich unsern Freund dem Opernpersonal vorgestellt habe."

Wir gingen durch einen dunklen Gang über Winkeltreppen auf die Bühne — hier hörte ich auf der einen Seite die Wasserleitung rauschen — dort sah ich die Dampfheizung im Betriebe — ich kam mir vor wie „Tamino" in der Zauberflöte, ich ging durch „Wasser" und „Feuer" ein in den Tempel der Erkenntnis.

Ich brummte vor mir unwillkürlich die Worte hin:

„In diesen heiligen Hallen!"

Worauf Hildebrand trällernd fortsetzte:

„Kennt man die Liebe nur!"

II.

Die Probe war im vollen Gange, als wir anlangten. Eben begann Raoul:

„An diesem Ort,
An diesem Ort,
An dieser —“

seine Begrüßung der katholischen Edelleute im Schlosse Nevers.

Erster Akt: Bankettszene.

„Ein famoser Tenor,“ sagte ich zu Hildebrand.

„Müller meinen Sie? Ja wohl, aber steht mit 5000 Mark im Vorschuß. Fräulein Glienike! Kleine, komm doch her!“ rief der Direktor einer Dame in der ersten Kulisse zu, die nachlässig hingegossen auf einem Fauteuil mit hoher Lehne mehr lag als saß.

„Fräulein Glienike, Koloraturpartien und Soubrettenrollen! Christienchen — unser neuer Dramaturg, Dr. Münster.“

Fräulein Glienike, eine üppige Blondine, machte einen Knix. Ich verbeugte mich ebenfalls ganz ceremoniös.

„Wer ist denn jene große Dame, die dort auf und abgeht und einen Brief liest, Fräulein?“ frug ich, nachdem wir Gleichgültiges gesprochen, Fräulein Glienike.

„Das ist unsere Primadonna, Frau Schenkel-Donnersberg. Sie trägt den Taufnamen Barbara und hat die Gewohnheit, sich in allen Fremdenbüchern auf ihren Gastspielen „Bar. Schenkel-Donnersberg“ einzutragen, so daß alle Welt glaubt, sie wäre Baronin, wir nennen sie daher nicht anders als die Rhabarber-Baronin!“

„Eine schöne Gestalt!“

„Wer hat eine schöne Gestalt?“ frug plötzlich Hildebrand, der eben dem Theatermeister irgend einen Befehl gegeben.

„Der Herr Doktor meinte,“ und dabei schlug Fräulein Glienike die Augen züchtiglich nieder, „Frau Schenkel-Donnersberg wäre eine große Schönheit.“

„Die! Aber, liebster Doktor! Die müssen Sie nicht im Lampen-Zwielicht, sondern bei Tagesbeleuchtung auf der Gasse sehen! Ein Grenadier mit mulattenfarbenem Teint — kleinem Schnurrbart — aber nichts weniger als schön! Hüten Sie sich, unser Kapellmeister Grothow ist eifersüchtig wie ein Teufel. Ihr Mann zwar ist ein guter Kerl und läßt alle fünf gerade sein, von dem haben Sie nichts zu befürchten — eher die Kleine da!“

Er zeigte mit der Fingerspitze auf das Näschen der Soubrette.“

„Herr Direktor! Ich bitte!“ fuhr Fräulein Glienike auf — „ich muß wirklich gegen solche Zumutungen protestieren —“

„Wir wissen, was wir wissen, Herr Schenkel läßt seine Frau mit Grothow Wagner studieren und Ihnen werkelt dieweil der kleine Schenkel Ihre Partieen ein! He, Fräulein Naseweis, wollen Sie leugnen, daß Ihnen „Schenkelchen“ Lektionen gibt?“

„O nein,“ dies leugne ich nicht, er gibt mir Deklamationsunterricht!“

„Deklamationsunterricht! Potz Mäusle! Da möchte ich dabei sein!“ sprach lachend Hildebrand.

„Herr Schenkel ist wahrscheinlich ebenfalls Mitglied des Stadttheaters?“ sagte ich.

„I bewahre! Den Fadian könnte ich gerade noch brauchen, er stößt ja mit der Zunge an, aber will sich um jeden Preis in hiesiger Stadt als Vortragsmeister girieren. Er soll einmal ein recht böser Seelenmaler gewesen sein, bei uns ist er nichts als der Mann seiner Frau, eigentlich mehr der Bediente seiner Frau.“

In diesem Tone gingen die Koulissengespräche fort, bald wußte ich die intimsten Angelegenheiten aller ersten Mitglieder. Ich war schnell orientiert. Der Akt war zu Ende. Alles eilte in das Konversationszimmer, weil nun Dekorationen gestellt werden sollten.

Plötzlich schrie der Theatermeister ein donnerndes Halt, der Regisseur klingelte heftig, krampfhaft bewegte sich seine Rechte. Die ganze, in allen Winkeln und Eckchen zerstreute Schaar von Solisten und Solistinnen,

Choristen und Choristinnen, Ballettänzerinnen ꝛc. kehrte auf das Podium zurück.

Allgemeine Aufregung! Gemurmel! Gekicher! Was gibt's! Was soll's! Stille! Ruhe! Der Direktor mit einem Fremden! Wer ist er? „Vielleicht der Geist des verstorbenen Meyerbeer," rief der Bassist Hohenbruk, der den Marcell sang, ein großer Witzbold vor dem Herrn, „der aus dem Grabe gestiegen um mich zu hören, oder mir den Hals umzudreyen, weil ich die Entreearie des alten hugenottischen Unteroffiziers nach oben transponirte."

„Ich bitte um Ruhe, meine Herrschaften," rief Direktor Hildebrand, und trat feierlichen Schrittes zum Souffleurhäuschen, mich Widerstrebenden mitschleppend.

„Herr Regisseur Schluders, ist das ganze Personal versammelt?"

Der Opernregisseur, eine hagere Gestalt mit piepender Stimme rief: „Zu Befehl, Herr Direktor, wir sind Alle da!"

Hildebrand räusperte sich und zupfte an seiner Kravatte.

„Meine Herren! Meine Damen! Ich habe die Probe unterbrechen lassen, um Ihnen den vom Theater-Comité neuernannten Dramaturgen und Sekretär dieses Theaters in der Person des berühmten Herrn Doktor Münster vorzustellen! — (Allgemeines Ah!) Indem ich dem gesammten Opernpersonal ans Herz lege, diesem Herrn als meinem allfälligen Stellvertreter vollstes Vertrauen entgegen zu bringen — vollstes Vertrauen —"

Ich verbeugte mich — (Husten Hildebrands) — „zeige ich weiteres den verehrten Mitgliedern statt jedes Zirkulars an, daß der Herr Doktor von morgen an seine Funktionen beginnen wird und man sich daher in allen laufenden Geschäften zuerst an denselben zu wenden hat. Nur die wichtigsten Angelegenheiten habe ich mir selbst vorbehalten. — Die beiden Regisseure, Herr Brandenburg und Schluders — und Schluders — werden im Verein mit dem Herrn Doktor und dem Kapellmeister Grothow wöchentlich unter meinem Vorsitz sich versammeln, um das Repertoire festzusetzen — festzusetzen. — (Pause.) Ich habe nämlich die Verfügung — getroffen, daß dasselbe von nun an, wie in allen großen Theatern Deutschlands, gedruckt am Sonntage den Mitgliedern durch den Theaterdiener zukommen wird. Der Herr Doktor wird morgen dem Personal des Schauspiels vorgestellt, 10 Uhr vor der Probe von „Arria und Messalina“ — Inspizient Kracher — merken Sie sich's und bitte ich um Verständigung der Herren und Damen. Und nun, meine verehrten Herrschaften, bitte ich Sie, sich nicht stören zu lassen und in der Probe fortzufahren. Herr Kapellmeister, bitte nur weiter.“

Allgemeine Verbeugung.

Ich bleibe, der Direktor geht, auf der Bühne drängt sich Alles in meine Nähe.

Frau Schenkel-Donnersberg kommt durch die Menge auf mich zu und überschüttet mich mit Liebenswürdigkeiten, auch der Tenor Müller. Nur die Darstellerin der Königin von Navarra hält sich abseits und als ich

Fräulein Glienike frage, ob ich mich selbst dieser Dame vorstellen soll, antwortet sie mir schnippisch:

„O, Sie Schäker! Wie Sie sich fein diplomatisch verstellen können. Fräulein Lehmann ist ja eine alte Bekannte von Ihnen aus Berlin, sie hat es während der Rede des Direktors selbst erzählt und auch verschiedene schöne Geschichten aus Ihrem Leben, Herr Doktor, zum Besten gegeben. Sie sollen ja ein rechter Don Juan sein! Ein schrecklicher Mensch, vor dem man sich in Acht nehmen soll!“

„So! Ich bin ein schrecklicher Mensch! Ein Don Juan! Alles recht schön! Aber ich erinnere mich nicht, dieses Fräulein zu kennen.“

„Sie war bei Krolls Choristin. Später in Aachen und in neuester Zeit in Breslau.“

„Fräulein Lehmann! Lehmann!“ (Und ich suchte meinem Gedächnisse zu Hilfe zu kommen, indem ich unter den vielen weiblichen Lehmanns, die ich kannte, im Geiste genaue Umschau hielt.) „Ah! Jetzt erinnere ich mich, die Geliebte des Barons Ley in Berlin! Richtig — sie ist's — ich habe einmal mit ihr und Ley bei Dressel soupiert.“

„O die Heuchlerin! Sie trägt nämlich bei uns den Spitznamen „Die bucklige Vestalin“, weil sie sich bei ihren großen Wuchs so schlecht hält. O diese Lehmann, sie spielt bei uns mit Meisterschaft die klösterliche Unschuld und wehe dem Mitgliede, der ein unvorsichtiges Wort, einen derben Koulissenscherz vor ihren keuschen kleinen Ohren — — — Da ist sie! Na warte! Jetzt will ich

der „Bulle“ die Falschheit heimzahlen, mit Wucherzinsen heimzahlen. Bitte, Fräulein Lehmann —“ und dabei nahm sie dieselbe bei der Hand und zerrte sie vor mein Angesicht!

„Fräulein Lehmann! Herr Doktor Münster! O der Herr Doktor erinnert sich vollkommen jener Szene, wo er in Berlin Ihre Bekanntschaft gemacht hat — bei Dressel — gewiß in einer chambre séparée — mit seinem Freunde, Baron Ley —“

Fräulein Lehmann schien dies Alles nicht zu hören und lispelte:

„Guten Tag, Herr Doktor, ich bin erfreut, Sie hier zu sehen.“

Aber, die boshafte Glienike ließ sich nicht abschrecken und fuhr fort:

„Aber liebste Karline, von Baron Ley haben Sie uns nie erzählt, das war gewiß ein großer Verehrer von Ihnen? Nicht wahr?“

„Baron Ley war ein Bekannter meines Bruders, der bei dem zweiten Garde-Regiment zu Fuß stand. Nicht wahr, liebster Doktor?“ fragte mich ganz unbefangen das schöne Fräulein Lehmann, in einem Tone als wenn ich ein alter guter Bekannter wäre.

Was war zu thun? ich war in der größten Klemme, ich wußte weder, ob ihr Bruder bei der Garde oder bei der Linie, zu Fuß oder zu Pferd irgendwo stand oder ritt; die Galanterie gebot aber, die erste Koloratursängerin nicht im Stich zu lassen, ich antwortete daher:

„Ganz recht, mein Fräulein, ich glaube, Baron Ley kannte Ihren Bruder. War er nicht bei den roten Gardehusaren in Potsdam?“

„Sie hatte gar keinen Bruder, die Heuchlerin,“ lispelte mir die Schenkel-Donnersberg ins Ohr, die auf einmal wie ein Geist hinter mir stand, und die Glienike rief aus:

„Du hast ja eine merkwürdige Vergeßlichkeit, Karline! Du hast ja nie von Deinem Bruder erzählt, sondern nur von Deinen Schwestern, die alle auf das „Iroßartigste“ versorgt, an Grafen, Fürsten, Barone und Millioneser verheiratet sind, jetzt hast Du gar einen Bruder bei der Garde!“

Mit stoischer Ruhe stand Fräulein Lehmann da, erwiderte kein einziges Wort auf alle die Sticheleien, sang später ihre Arien mit vollendetem Geschmack und kam, nachdem sie geendet, auf mich zu, (ich lehnte an einer Koulisse,) und geruhte mir majestätisch die Hand zu drücken.

Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als sie mir dabei zuflüsterte:

„Vielleicht erlaubt es Ihre Zeit, Herr Doktor, mich nach Hause zu führen.“

Sie begleitete diese Einladung mit einem solchen lichtflammenden liebevollen Blicke aus ihren sinnlichen, herrlichen Augen, die sie nie ganz aufschlug, daß ich trotz meiner angeborenen Bescheidenheit in solchen Dingen die Hoffnung hegte, die interessante „bucklige Vestalin“ wolle mit mir nicht über ihren Bruder bei der Garde reden. Hatte ich vielleicht eine Eroberung gemacht? Was will dies be-

deuten! Eine Theater=Eroberung! Ein Erfolg, der oft kaum vierundzwanzig Stunden vorhält! Von den Damen der Theater kann man mit dem vollsten Recht gleich dem leichtlebigen Herzoge von Mantua im „Rigoletto" singen:

La donna e mobile
Qual pium al vento!

Alle Theaterdamen sind Wetterfahnen! — Federn im Winde!

III.

Fräulein Lehmann hatte die einzige Wohnung, die außer dem Logis des Direktors und des Kastellans noch im Theatergebäude vorhanden war, gemietet. Sie bewohnte im dritten Stockwerke nach der Straße heraus eine Reihe fürstlich eingerichteter Gemächer, und ich erstaunte nicht wenig, als ich, statt mit ihr auf die Gasse zu kommen, sie durch dunkle Gänge auf die Hauptstiege des Vordertraktes begleiten mußte, wo sie mit mir, eine Arie trällernd, in ihr Heim hinaufstieg. Alles zeugte von erlesenem Geschmack bei ihr. Schon das Vestibül mit der messingnen Hängelampe im Stil des ersten französischen Kaiserreiches und den Ebenholzwänden mit messingnen Kleiderhaken, die geschnitztenBänke, der graue Teppich stimmten harmonisch zusammen und breiteten auf das Kommende, auf das Prachtvolle, Blendende, vor. Freilich zeigten die riesigen Strohkörbe für die Garderobe im Antichambre, daß man sich bei einer Künstlerin befindet, dagegen glaubte man beim Eintreten in ihren Salon sich in einen Miniatursaal

des Schlosses von Versailles versetzt, vom Divan à la Pompadour bis auf den silbernen Käfigständer, bis auf das Piano mit reichmodellierten Füßen in Goldbronze. Alles war künstlerisch geordnet und doch in einer gewissen graziösen Unordnung hingestellt, um ein harmonisches, abgeschlossenes, malerisches Ganzes zu bilden! Die Volieren, die Vasen, die tausend Nippessachen, das Sevresporzellan und alle die niedlichen Meißner Gefäße. Alles stand am rechten Platze, nicht vordringlich zur Schau gestellt und doch in die Augen fallend. Ich staunte nicht wenig über diese Feenpracht und bedachte, daß bei einer Gage von achttausend Mark und fünfzig Mark Spielhonorar dieser auffällige Luxus ein unbegreiflicher genannt werden müßte.

Man ließ mich einige Augenblicke allein, sie zog sich für eine Weile in ihre inneren Gemächer zurück, um sodann in einem prachtvollen indischen Schlafrocke zu erscheinen, der ihre Formen wunderbar hervortreten ließ. Derselbe war von weißem Caschemir mit breiten Bordüren aus Shawlstoff, die Knöpfe desselben aus Lapis Lazuli mit Goldverzierungen.

Die reizende Sängerin bat mich dann mit einer anmutigen Geberde, ihr bescheidenes Mahl mit ihr zu teilen. Umsonst bemühte ich mich, dieses freundliche Anerbieten mit Höflichkeit abzulehnen, umsonst erzählte ich eine Fabel, daß mich mehrere Freunde, die ich in hiesiger Stadt hätte, eingeladen mit ihnen Table d'hote im „Hotel Germania“ zu speisen. Sie bat mit unwiderstehlicher, liebenswürdigster Manier, kurz, sie bezauberte mich, und das Ende vom Liede war, daß ich blieb.

Doch blieb ich wie ein Feldherr auf dem halb eroberten Schlachtfelde, mit zurückhaltender Vorsicht.

Was für einen geheimen Plan hatte diese Circe mit mir, dachte ich im Stillen, als ich den ersten Löffel Suppe zum Munde führte, denn sie hatte irgend etwas mit mir vor, dies wurde mir immer mehr zur Gewißheit. Egoismus, krassester Egoismus herrscht beim Theater, sann ich weiter, und jeder Dienst muß dort mit einem doppelt wiegenden vergolten werden.

Fräulein Lehmann hatte nur weibliche Dienerschaft, ich sah ein Kammermädchen und ein zweites Mädchen. Beide trugen sich beinahe gleich, weiße französische Häubchen, weiße Brust- und Unterschürze und einfache dunkelblaue Kattunkleider! Sie bedienten beide bei Tische.

Auf einen Wink Karolinens erschien, von der Kammerzofe gerufen, das Gesellschaftsfräulein der Sängerin, eine ältliche Person, eine verwitwete Majorin von Kassewitz, welche, ohne viel zu sprechen, sehr viel aß und nach dem Dessert wohldressiert mit einem leichten Bückling verschwand; ich merkte gleich, daß diese wohlgenährte aristokratische Dame nur für gewisse Fälle als spanische Wand aufgestellt und aufgespart wurde, heute aber keine offiziellen Dienste zu thun brauchte.

Da die beiden Dienstmädchen noch ab und zu in den Speisesaal traten, bedienten wir uns der französischen Sprache; die Lehmann handhabte sie mit einem Chic wie eine Pariserin, so daß meine ausgesprochene Vermutung, daß sie lange Zeit in Frankreich, in Paris

gelebt, von ihr bejaht wurde. Sie erzählte mir nämlich, daß Ley sie auf ein Jahr zur Viardot-Garcia nach Paris zur höchsten Ausbildung und natürlich auf seine Unkosten schickte.

Nach dem Dessert nahm ihre Lustigkeit in hohem Grade zu. Wir tranken in Eis gekühlten Champagner. Bei jedem Glase wurde sie witzsprühender, aufgeregter, endlich fing sie an überzuschäumen, wie der rosenrote Wein, den sie mir lachend und ihre Perlenzähne zeigend, ins Glas goß.

„Man nennt mich hier die bucklige Vestalin, o, Sie wissen es längst, monstre que vous êtes! die boshafte kleine Hexe, die Glienike, hat es Ihnen bereits mitgeteilt, als Sie nur erst einen Fuß auf unsere Bühne gesetzt hatten! Ich habe es gehört. Schweigen Sie, kalter glatter Bösewicht," rief sie (die Worte flogen ihr so rapid, so schnell von den Lippen, daß man sie kaum verstand, und hielt mir den Mund zu), „doch quimporte. Alle meine Kolleginnen platzen vor Neid und spionieren Tag und Nacht vor meinen Fenstern herum, haben aber bis jetzt noch nichts Sensationelles herausgebracht. Diese Lästermäuler! Diese ekle Schwefelbande!

Vernichtet sie! Tötet sie! Mordet sie!"

parodierte sie Marcell in den „Hugenotten":

„Piff, paff, puff, bringt sie um,
Die saubere Glienike zuerst.
Piff, paff — da liegt sie tot
In ihrem Blute! Schrumm, schrumm!"

„O wenn Sie erst unsere Schwefelbande näher kennen lernen, die lieben Kollegen und Kolleginnen, da werden

Sie staunen! Sie werden da eine geradezu heillose Wirtschaft finden. Vom Direktor bis zum letzten Choristen herab gilt nur Ein Grundsatz: Es lebe der Wein und die Liebe! Wer hier kein Roué wird, ist gewiß ein stiller Trinker. Und gerade ich, die „bespöttelte Vestalin", bin wahrlich nicht der Schlechtesten Eine. Aber die Andern! Dieses Mannweib, die riesige Schenkel-Donnersberg, und erst die Glienike! Sie war bis jetzt die Favorite des Direktors und Großsultans. Sie werden gut thun, sich bei seiner Braut einzuschmeicheln, sie eigentlich regiert jetzt das Theater. Ich selbst bin bei der hohen Direktion schlecht angeschrieben, denn ich wies sofort beim Eintritt meines Engagements Hildebrands Gelüste in die gebührende Grenze und schlug dem unverschämten Menschen meine Garderobethür vor der Nase zu, als er mir nach meinem Debüt als Inez in der Afrikanerin gewaltsam ins Heiligtum folgen wollte, ich war bereits im Auskleiden begriffen. Uebrigens gehe ich künftige Saison an die Hofoper nach Wien und pfeife auf das ganze hiesige Pack. Doch Sie trinken gar nicht, Sie Poet! Sind Sie immer so zurückhaltender Natur?"

„O ich bitte, mein Fräulein, ich thue mein Möglichstes."

„Was betrachten Sie denn so aufmerksam?"

„Dieses Bild."

„Ley?"

„Ja, er ist's, der alte Junggeselle, wie er leibt und lebt!"

„Der Arme! Ihm verdanke ich Alles!"

„Wie so?"

„Er ist ja tot."

„Ley tot?" Ich sprang auf.

„Und mich hat er in seinem Testament am Besten bedacht. Ach, er war ein Edelmann im wahrsten Sinne des Wortes. Friede seiner Asche! Der gute Ley!"

Und helle Thränenperlen standen in ihren Augen.

Also daher der Luxus! Der arme Ley! Er war sehr reich! Ich erinnere mich, daß Graf Prandtstein in Berlin letzthin von seiner schweren Erkrankung sprach. Ich schaute ernst vor mir hin!

„Begreifen Sie jetzt, mein lieber Freund, woher mir die Lust kam, mit Ihnen zu plaudern. Ich sah Sie ja in seiner Gesellschaft zum ersten Male! O Sie Schlauer, Sie dachten vielleicht an etwas ganz Anderes. Monstre, que vous êtes! Was will eigentlich diese Lehmann von mir? O, ich kenne euch Männer! Die bucklige Vestalin ist nicht dumm. Keine Berlinerin ist dumm. Und ich habe Grütze im Kopfe, Spandauer Grütze, denn ich bin ein Spandauer Kind, gleich hinter dem Wall, rechts um die Ecke bin ich geboren, wiewohl ich in die höhere Töchterschule in Berlin gegangen bin und doch „nischt" darin gelernt als „een Bisken röhren."

„Singen? In der höhern Töchterschule?"

„Dies ging so zu, Doktorchen. Eines Tages sang ich den Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide, als ich die Treppe des Hauses Nummero vierzehn in der Louisenstraße hinaufstolperte, wo wir den höhern

Töchterunterricht abkriegten, ich mußte schon damals eine passable Stimme gehabt haben, denn ein Herr, der mir folgte, fragte mich, ob ich nicht Gesangsunterricht nehmen wolle. Es wäre jammerschade um meine schöne Sopranstimme, es war der alte Mantius, mein erster Lehrer. Der gute Mann. Ihm und der Viardot-Garcia verdanke ich meinen ganzen Ruhm."

Ich saß, während Fräulein Lehmann sprach, still in meinem Fauteuil und betrachtete die vorgebeugte, aber majestätische Gestalt der Sängerin, sie war in einem verführerischen Schlafgewande bei Tische erschienen, ein Recht, das sich gewöhnlich Künstlerinnen herausnehmen, besonders wenn sie Leute vom Bau, das heißt Theatervolk, bei sich empfangen. Das ist so „Frauenrecht in Uri", pflegte immer Karoline zu sagen.

Sie sprach im Laufe der Dinge viel über Ley — ich glaubte zwar nicht Alles, was sie sprach, doch merkte ich aus verschiedenen Umständen, daß ich es nicht mit einer der ausgesprochenen gewöhnlichen herzlosen Theaterkoketten zu thun hatte; aber noch immer wurde mir nicht recht klar, was sie mit mir wollte! Aus Freundschaft für Ley? Welch eine Ausflucht! Da muß etwas ganz Anderes dahinter stecken. Und ich erfahrener Beobachter täuschte mich nicht.

Nach Tisch wollte sie mich noch länger zurückhalten, setzte sich zum Piano und frug mich anmutig lächelnd um meine Lieblingsoper, während die zarten milchweißen Finger die Tasten berührten. Ich nannte Lohengrin.

Sie sang das Gebet der „Elsa“ aus dem ersten Akt, wiewohl diese Partie nicht in ihr eigentliches jetziges Fach schlug, wie, sie sich entschuldigend, bemerkte, als ich ihr auf ihr Verlangen den Klavierauszug hinreichte.

Um vier Uhr ging ich. Beim Scheiden frug sie mich, wo ich den heutigen Abend nach der Oper zubringen werde:

„Beim Direktor, er lud mich zum Thee.“

„Da werden Sie gleich Gelegenheit haben, die künftige Direktrice, seine Braut, kennen zu lernen, eine fesche und resche Wienerin. Ach, mein lieber Herrgott von Potsdam! sind denn die Wienerinnen wirklich alle so schön? ich habe Angst, daß ich in Wien an der Hofoper für eine Vogelscheuche gehalten werde.“

„O Fräulein Lehmann,“ antwortete ich galant, „Sie dürfen getrost den Töchtern der schönen, blauen Donau den Handschuh hinwerfen, Sie sind ein Prachtexemplar von norddeutschem blonden Vollblut.“

„Meinen Sie, Freund!?“ Und dabei drückte sie mir lachend mit aller Kraft die Rechte, ihre Augen sprühten mit unheimlichem Glanze; ich wollte meine Hand zurückziehen, aber sie hielt mich immer noch fest und blinzelte auf eine gar eigene Art, bald hob, bald senkte sie die Augenlider. „Vielleicht sprechen wir uns heute noch! Sie kommen doch ins Theater? Adieu, Doktor! Adieu! Auf Wiedersehen.“

Ich empfahl mich. Auf der Stiege dachte ich über die letzten Worte Fräulein Lehmanns nach. Wo sollte ich sie heute noch sprechen? Auf der Bühne?

Nichts natürlicher als dies. Aber sie lachte dabei so sonderbar. Ich fand, daß sie gar reizende Perlenzähne hatte. Und gar viele andere Reize, die mir gefährlich werden könnten. —

Abends saß ich in der Direktionsloge und bemerkte deutlich, daß die Augen des sämtlichen männlichen und weiblichen Theaterpersonals in ihrer Loge vis-à-vis auf mich gerichtet waren. Halb gefiel mir diese Angafferei, halb mißfiel sie mir, alle diese Leute, dachte ich im Stillen, denken schon daran, wie sie mich wahrscheinlich für sich und ihre Pläne und Interessen gewinnen könnten. Ich erinnerte mich der Worte des Herrn Oberbürgermeisters, dem ich mich Nachmittags vorgestellt und der mir mit der gewinnendsten Liebenswürdigkeit entgegen kam. Das war eine echte und daher ganz andere bessere Couleur von Zuvorkommenheit, als die gleißnerische Freundlichkeit des Herrn Direktors Hildebrand, Er predigte mir goldene Worte und sagte mir unter Anderem:

„Seien Sie vorsichtig! Lassen Sie sich mit den Mitgliedern nicht ein! O ich habe meine Erfahrungen gemacht und sie teuer bezahlt. Die Damen glaubten anfangs, ich wäre eine Art Senator Guaita in Frankfurt gottseligen Andenkens, ein Abklatsch jenes sauberen Stadtrats, der einst das Theaterwesen in Frankfurt unter sich hatte und darauf bestand, daß die neuen Münzen der damals noch freien deutschen Reichsstadt und Republik mit dem Bildnis seiner Favorite als Schutzgöttin der Stadt geprägt werden mußten. Es geht so die halb verbürgte Sage.“ —

„Ja ja, ich erinnere mich der Geschichten,“ antwortete ich lachend.

„Aber ich bin kein Guaita,“ sagte er mir beim Abschiede, „sondern ein solider häuslicher Philister. Und dies paßt dem Weibsvolk nicht in den Kram. —“

Der zweite Akt begann. Fräulein Lehmann als Königin von Navarra sah in ihrem weißen enganliegenden Atlaskleide mit Maria Stuartkragen in Gold und Weiß, mit ihrer hervortretenden weißen Büste, ihrer zwar etwas vorgebeugten, aber herrlichen, für ihre Größe formschwellenden Gestalt wahrhaft bezaubernd, reizend aus. Da ich in einer Prosceniumsloge saß, so konnte ich, als sie sich auf dem Throne niederließ, um mit Valentine dem Ballet auf der Bühne zuzusehen, beinahe mit ihr unbemerkt Worte wechseln, so nahe war ich dem Podium. Ich hörte jedes Wort, das sie mit der schönen schwarzen Schenkel-Donnersberg sprach.

„Karoline,“ sagte die imposante Valentine und richtete hinter einem ungeheuren Pfauenfächer ihre stehende große Halskrause. „Ich hatte heute mit ihm einen fürchterlichen Auftritt.“

„Mit ihrem Mann?“ lispelte höhnisch die Königin, Fräulein Lehmann.

„Lächerlich! Mit Karl! Was fällt Ihnen ein?“

„Mit Karl?“

„Mit wem denn anders, als mit ihm,“ und sie zwinkerte mit den großen schwarzen Augen.

Karoline saß gerade so, daß sie bei der geringsten Kopfwendung den Kapellmeister zu Gesicht bekam. Der

saß zwar taktierend an seinem Pulte, schaute aber unverwandt auf die Schenkel-Donnersberg.

„Er fand es unpassend, daß ich mit dem neuen Dramaturgen oder Sekretär so freundlich gewesen. Mein Gott! Er ist doch ein Mann von Bedeutung, da sitzt er in der Loge — leise.“

Karoline wandte sich scheinbar erschrocken um, als wenn sie mich jetzt erst sähe, und lächelte mir dann höchst auffällig zu.

„Fürchterlich heiß,“ rief sie mir ganz ungeniert zu, indem sie ebenfalls, gleich Valentine, einen großartigen Radfächer in Bewegung setzte.

Ich rührte mich nicht und blieb starr wie eine Bildsäule sitzen, man beobachtete mich, wie ich wußte, von allen Seiten, daher hieß es auf der Hut sein und seine Würde wahren.

Frau Schenkel-Donnersberg sprach jetzt so leise mit Karoline, daß ich kein Wort verstand, schließlich machte sie eine tiefe Verbeugung vor der Königin und murmelte die respektwidrigen Worte:

„Herrgott! wie mich mein neues Korsett drückt! ich war bei Rechtsanwalt Ohlens eingeladen, ich habe zu viel gegessen.“

Da nahte der Page von der Terrasse. Allgemeiner Aufruhr! Die beiden Damen kamen in Bewegung, Karoline stand auf und rief:

„Tollkühner Knabe!“

und das interessante, nur mir verständliche Zwischenspiel in den Hugenotten hatte sein Ende erreicht. Nach dem Theater holte mich der Direktor ab, er war gar

nicht im Hause während der Vorstellung gewesen. Er geleitete mich in seine Wohnung, indem er mich ausfragte, wie der oder jener heute Abend gesungen hätte. Die Oper interessierte ihn nicht, meinte er, auch verstehe er nicht viel davon. Gewiß eine merkwürdige Bescheidenheit für einen Direktor, dachte ich mir im Stillen. Es war bei „Direktors" für heute Abend nur eine kleine Gesellschaft beisammen, Fräulein Milla, eine prachtvolle Brünette von junonischer Gestalt, mit ihrer Mutter, einer eleganten Dame, die einer Italienerin glich und noch ein paar sehr feurige Augen hatte. Letztere sprach urwienerisch, fand aber, im Gegenteil zu allen ihren Landsleuten, hier im Auslande Alles besser als in Wien, nur um nirgends anzustoßen, weil ihre Tochter hier, wie sie sich ausdrückte, gar „so ane guate Partie" machte. Nur Eins that ihr in der Fremde leid, daß es im Deutschen Reich kein „Lotto" gab, das Lotteriespiel war ihr zur „zweiten Natur" geworden und sie spielte noch durch Vermittelung ihrer Verwandten in Wien brieflich mit. Uebrigens war sie noch eine sehr schöne Frau, mit, wie oben schon gesagt, pechschwarzen Glutaugen, deren Glanz aber natürlich von dem der Tochter verdunkelt wurden.

Diese hatte geradezu Augen wie glühende Karfunkel. Fräulein Milla war im Ganzen und Großen eine der gefeiertsten Schönheiten Wiens, und ich erinnerte mich sofort, schon vor einigen Jahren ihre Photographie in allen Wiener Kunstläden auf dem Graben und auf der Ringstraße gesehen zu haben.

Also dies war die dritte Frau des alternden Di-

rektors, mit der Emil Devrient-Perrücke, dieses Roués, wie er im Buche steht, dachte ich seufzend. Diese brünette Venus, deren Talent mir der Direktor heute so gerühmt, weiß sich keine bessere Versorgung als einen Direktor, der, wie der Oberbürgermeister sagte, auf dem Sprunge stand, sanft gegangen zu werden, der weiter ein beträchtliches Häufchen Schulden zu bezahlen hatte und nach der Meinung der Theaterleute auch kein besonderer „zärtlicher Vater" (auf der Bühne nämlich) war. —

Nach den üblichen Vorstellungen wurde allsogleich der Thee serviert; Fräulein Milla, die Braut, spielte bereits, von der sehr liebenswürdigen Mutter unterstützt, die graziöse Hausfrau gar nicht übel, sie war, wie alle Wienerinnen voll Humor und Bescheidenheit, von einer natürlichen Frische des Tons in der Unterhaltung, naiv, ungezwungen, warf nicht, wie manche norddeutsche Komödiantin, mit gelehrten Brocken herum und sprach ein bezauberndes Gemisch von „Wienerisch und Hochdeutsch".

Ich fragte sie, ob sie keine Sehnsucht nach dem „herrlichen Wien" hätte, eine Stadt, die ich selbst als halber Norddeutscher die Stadt der Städte nannte und die nur noch auf dem Kontinente mit Paris verglichen werden könne, besonders was den liebenswürdigen Charakter ihrer Bewohner beträfe; freilich, ein Tag- und Nachtleben, wie in Berlin, darf man dort nicht suchen.

„Paris, Wien, Brüssel, Hamburg und Frankfurt sind die gemütlichsten Orte, die ich kenne," rief ich, „Berlin zwar eine der großartigsten Weltstädte — aber

— Berlin fehlt ein Etwas," ich stockte. — „Nun, sind Sie denn von Wien nicht entzückt?"

Sie gab nicht gleich Bescheid, man merkte ihr es an, daß sie mit ihrer Antwort nicht recht heraus wollte; sie schämte sich augenscheinlich nach meiner Lobrede, auf „Vindabona" zu schimpfen, wollte aber auch das Ausland nicht zu sehr loben; da half ihr der Alles überschreiende, ewig plappernde und gestikulierende und grimassierende Hildebrand aus der Not.

Der Mann hatte ein Mundwerk, wie der echte Berliner, dem Teltower Rüben besser wie Nektar munden.

„Ubi bene, ibi patria! Gelt, Milla? wo es Einem gut geht, da laß Dich nieder, da ist man am liebsten! Potz Welten und potz Mäusle! Wein her! Kinderchens stoßt an! Es lebe Deuschland! Der Norden! Die Kunst!"

„Es lebe Wien!" rief ich, „die schönen Wienerinnen! Hoch der Kaiserstadt an der blauen Donau, wo Ihre Wiege stand, Fräulein Milla!"

„In Lerchenfeld, in der Kirchengasse!" seufzte die Mutter. „Ach, es wäre Alles recht gut, wenn es nur hier eine Lotterie gäbe."

Ich tröstete sie mit der Hamburger Klassenlotterie. Milla schwieg, sie saß nachdenklich da, das schöne runde Kinn auf der einen Hand gestützt, ihre schönen Glutaugen schauten nachdenklich in die Spiritusflamme unter dem Theekessel. Dachte sie an Wien? — hatte sie vielleicht dort Freunde? — summte der Kessel ihr die Wiener Lieder zu:

„Und dort in Weidlingau,
Dort ist der Himmel blau.

oder jene, die sie als blutjunges Mädchen — sie war Volkssängerin — sang:

„I bin a fesches Wienerbluat
Und allezeit fidel,
Beim Heurigen, da gehts mir guat,
Bin gar a durst'ge Seel'!

oder:

Alleweil a weni dursti!
Hallodori, hallodorie,
Alleweil a weni rauschi!

Sie sah mich forschend an und begann nach einer kleinen Pause:

„Ich hörte von meinem Bräutigam, daß Sie einige Zeit in Wien lebten.“

„Ich wollte, ich wäre noch dort,“ gab ich seufzend zur Antwort, „denn man kann für Wien keine größere Vorliebe haben als ich. Und wenn Alles gut geht, will ich dort meine Tage beschließen. Im Winter in Wien, im Sommer in den Bergen. Ein besseres Dasein wünsche ich mir nicht.“

Sie reichte mir die Hand und sagte etwas leise: „Es freut mich, in der Fremde Jemand zu treffen, der für meine geliebte Vaterstadt schwärmt und doch kein Oesterreicher ist. Ich danke Ihnen! freilich ist es dort schön, sehr schön.“

„Vor Allem die Menschen sind dort gemütlicher und der Kaffee — mein Lieblingsgetränk — besser. Uebrigens waren meine Eltern Süddeutsche, darum bin

ich gar so angeheimelt, wenn ich eine Wienerin oder eine Schwäbin sehe. Und diese Berliner Küche!"

„Sie haben Recht — die Küche," seufzte sie — „seit ich in Berlin, Magdeburg, überhaupt in Norddeutschland bin, habe ich immer mit meinem Magen zu kämpfen. Ja, mein Wien!" Sie seufzte.

„Sie bekommen ja völlig Heimweh?"

Da drängte sich auf einmal der große Bauch Hildebrands, sein massiger dicker Körper wie ein pustender Dampfer zwischen uns.

„Und wo bin denn ich? Wo bin denn ich, potz Mäusle! Sie elender Verführer! Hol' Sie der Teufel mit Ihrem Wien!"

„Sie können ja Beide einmal nach Wien gehen. Dort ist, man mag sagen was man will, das größte Theaterleben nach Paris und vor Berlin, trotz seiner wenigen Theater. Wienerinnen finden Sie beinahe auf jedem Theater der Welt, in der großen Oper in Paris, in San-Francisco und in New-York, in Petersburg und Moskau. Wien gibt für Deutschland und Oesterreich in Musik und Theater den Ton an. Und sein Burgtheater ist trotz aller Politik das erste Theater in allen deutschredenden Ländern."

„Mein Boden ist der Norden. Dort gedeihe ich," rief Hildebrand emphatisch, „dort ist auch der Platz meines Weibes. Und daß Berlin hinter Wien steht, bestreite ich, Berlin hat doppelt soviel Theater als Wien!"

„Richtig, aber das einzige Theater an der Wien faßt gerade so viel Besucher als das „Belle-Alliance-", das „Wilhelm-" und das „Residenz-Theater."

„Uebrigens hat Wien gegen Milla sich rücksichtslos benommen, und sie hat gar keine Ursache, sich ihrer Vaterstadt dankbar zu erinnern!“

„So ist es. In Wien,“ fing Milla an, „wußte man mein zwar bescheidenes Talent wirklich nicht im mindesten zu würdigen.“

„So ist es,“ echo'te Hildebrand mit seinem Baß.

„Und dann, die dortige Klatschsucht war mir unausstehlich. Die kleinen Revolverjournale mit ihren ewigen Indiskretionen, die meistens ohne Begründung die fabelhaftesten Dinge von mir ausposaunten. Und erst die strenge, ja böse Theaterkritik, die viel energischer und rücksichtsloser als in Deutschland dreinfährt. Wie oft tötet solche lieblose Kritik kleine, aber der Aufmunterung werte Talente. Und dann wundern sich die Wiener Journalisten, wenn diese kleinen Pflänzchen, ich bin auch so ein kleines Pflänzchen, im Auslande besser gedeihen, größer werden. Ach, ich hatte in Wien oft böse Zeiten, besonders im Fürst-Theater, wo ich längere Zeit als Soubrette wirkte.“

„So,“ sagte ich gedehnt. „Also trübe Erfahrungen gemacht schon in so jungen Jahren?“

„Nicht gerade das allein, aber meine alte Lehrerin Frau Krautberger-Mannshuber, eine ehemalige komische Alte in Wien, litt mich nimmer in Wien, sie riet mir, mein Glück im Auslande zu versuchen, wie sie es einst in jungen Jahren selbst gethan. Nach Wien sollte ich gar nicht mehr zurückkehren!“

„Ich will der Lebenserfahrung der Frau Krautberger-Mannshuber nicht zu nahe treten, aber so apodiktische

Ratschläge möchte ich doch nicht geben. Wer weiß, ob Sie nicht nach Wien als Nachfolgerin der Geistinger und Gallmeier zurückkehren. Beide Sterne sehnen sich nach Ruhe. Denn warum — wie die geniale Gallmeier sagt — die Jahre vergehen und:

„Nichts dauert ewig
Und selbst der schönste Jud'
Wird schäbig! —"

„Nie," schrie scheinbar wütend Hildebrand, „nie soll sie zurück! Potz Mäusle! Sie verderben mit Ihrem Gesalbader meine Braut. Hier in Norddeutschland ist ihr Boden. Den Boden des undankbaren Wien, welches ihr großes Talent nicht gewürdigt, darf sie nimmer betreten. Frau Krautberger-Mannshuber und ich werden sie schon davon abhalten. Und ist sie nur erst meine innigstgeliebte Frau, so wird sie sich auch alle diese dummen Gedanken aus dem Kopfe schlagen. Als Frau Direktorin wird sie eine Rolle spielen, die sie gegen alle Reize Wiens nicht eintauschen würde."

„Du könntest aber einmal eine Direktion in Wien übernehmen."

„Ich? Ich denke nicht daran. Wiewohl man mir schon oft die schönsten verlockendsten Anträge gemacht hat. Potz Mäusle! und nun genug des Wiener Lamentos! Es lebe die Kunst! Es lebe meine teure Milla! Einen Schmatz, Herzchen!"

Ein herzhafter Schmatz ertönte, daß es nur so durch das Zimmer klatschte. Milla ließ sich mehr küssen' als daß sie geküßt hätte.

Ich fühlte Mitleid mit der schönen Wienerin. Ihre Zukunft kam mir nicht gar rosig vor.

Es war beinahe Mitternacht, als ich mich empfahl und auf den noch hell beleuchteten Korridor, der zur Treppe führte, trat.

Da sah ich plötzlich ein bekanntes Gesicht vor mir stehen; ein weißes Häubchen, auf einem blonden Kopfe kokett fest gesteckt, leuchtete mir entgegen, es war Fräulein Lehmanns Kammerzofe mit dem pfiffigen Namen Loulinette.

„Der Herr Doktor werden entschuldigen, aber ich wollte eben dem Mädchen bei Direktors sagen, daß das gnädige Fräulein Sie noch um die Ehre Ihres Besuches bitten läßt.“

„Heute noch! So spät?“ stammelte ich, beinahe verlegen.

„O, das Fräulein sitzt eben beim Thee. Sie kam ja spät aus der Oper heim. Sie hat in der Theaterloge, aber versteckt, die letzten Akte angehört.“

Zögernd folgte ich der Kammerkatze in das dritte Stockwerk. Die Sache wird immer bedenklicher, dachte ich, aber den Kopf wird's nicht kosten, und wenn die Dame ihren Ruf aufs Spiel setzt, mir kann es gleichgültig sein, ich bin frei, frei wie der Vogel in den Lüften und habe gar keine Rücksichten zu nehmen.

Die Sängerin kam mir schon im Vorzimmer entgegen, nahm mir selbst den Oberrock ab und schickte das Mädchen auf ihr Zimmer.

„O, ich glaubte bereits, Sie kämen nicht, vor einer halben Stunde schon schickte ich Loulinette hinab zum Direktor. Sie haben sich gewiß sehr gut unten unter-

halten, besonders mit der schönen Wienerin. Nicht wahr? Ich hab' es erraten."

„Ich traf Loulinette glücklicher Weise auf der Treppenflur. Was hätte man bei „Direktors" gedacht, wenn Sie mir um Mitternacht solche Botschaft gesendet hätten. Die bösen Mäuler, die Sie so sehr fürchten und verhöhnen, hätten gleich ihr Gift ausgespritzt. Im Handumdrehen würde aus der „Vestalin" eine —"

„Nun sprechen Sie es nur aus, Herr Tugendwächter! Mir wird endlich der Name die „bucklige Vestalin" lästig. Sie sollen mich meinetwegen nächstens die „bucklige Venus oder Messalina" heißen. Pah, oder die bucklige Potiphar."

„Pfui, warum sich schlechter machen, als man ist. Sie sind weder eine Messalina noch eine Potiphar, höchstens eine Kalypso. Aber darf ich nun den Grund wissen, warum Sie mich noch bei „nachtschlafender Zeit" zu sprechen wünschten, verehrte Künstlerin? Gesungen haben Sie heute Abend sehr hübsch, das will ich Ihnen vor Allem sagen. Schon im Theater drängte es mich, Ihnen dies mitzuteilen, doch —"

„O, Sie hätten diesem Drängen Folge leisten sollen, Sie hätten mir dieses Lob öffentlich auf der Bühne oder wenigstens in meiner Garderobe spenden sollen, ich habe eine Garderobière, die jedes Wort weiter berichtet, nach der Oper hätte es ganz *** erfahren, was Sie mir gesagt."

„Eben darum vermied ich es, mich gleich bei Beginn meines schweren Amtes bloßzustellen. Uebrigens werden Sie mich bei meiner strengen Unparteilichkeit

später vielleicht mehr tadeln als loben hören. Ich bin ein verflucht strenger Kritikus und schone selbst Schwester oder Geliebte nicht! falls ich eine Schwester oder Geliebte beim Theater hätte. Mir fehlt Beides."

„Armer Freund, rücken Sie doch ein Bischen näher! Wollen Sie ein Glas Sherry? Nein! Oder ein Glas Bordeaux, oder Kognak, oder Benediktiner? Champagner, oder Kaffee, oder Thee?"

„Nein! Ich danke!"

„Rauchen Sie eine Cigarette?"

„Ich rauche nie in Gegenwart von Damen!"

„Wie galant, aber auch wie übertrieben! Ich möchte den ganzen Tag Cigaretten drehen und ihren bläulichen Duft in die Luft blasen, wenn ich nicht fürchten würde, auch meine Stimme damit in die Luft zu sprengen. Aber jetzt kann ich doch der Lust nicht widerstehen, mir eine Cigarette zu drehen."

Sie holte ein silbernes Etui mit türkischem Tabak, drehte mit den kleinen Fingern sich eine Cigarette und rauchte wie eine Pariser Kokotte.

Da lag sie hingegossen auf einem prächtigen Divan der mit einem persischen Teppich überdeckt war, die Füße übereinandergeschlagen und den Rauch mit den schwellenden roten Kirschenlippen gegen die vergoldete Decke blasend.

Sie wies auf ein kleines Tabouret neben dem Divan. Als ich auf ihm Platz nahm, ich weiß nicht wie es kam, fiel ich ungeschickt, aber sei dem wie dem wolle, der bedächtige Poet berührte ihre Wange, fiel aus der Rolle und küßte Karoline.

Und was that Fräulein Lehmann? Sie lachte hell auf. Ich küßte sie nochmals wie im Rausche.

Sie lachte stärker. Sie bekam einen völligen Lachkrampf. Endlich stand ich auf und sagte ganz ernsthaft:

„Lachen und weinen, Beides bringt mich im stärksten Liebesrausche wieder zur Vernunft. Ich bitte um Verzeihung, daß ich mich so weit vergessen, aber ich war wie verwandelt.“

„Du gefällst mir, deutscher Jüngling,“ deklamierte sie, „Du bist ein Original. Aber sei vernünftig! Wenigstens eine kleine Viertelstunde noch!“

„Und nach der kleinen Viertelstunde?“

„Höre, die Hertz-Gimmer.“

„Die Hertz-Gimmer,“ rief ich und wie ein Dolchstoß fühlte ich's tief in meiner Brust wühlen. Amelie! O dieser Name! Ich hörte ihn seit langer Zeit zum ersten Male. Ich wurde bleich und zitterte wie ein gichtbrüchiger Greis.

„Die Hertz-Gimmer?“ stammelte ich. „Ist sie denn vermählt?“

„Das wissen Sie, — das weißt Du nicht, Du, der Vorgänger Gimmers? O, verstelle Dich nicht, deutscher Jüngling, ich weiß Alles. Leider zu viel. O, dieser Elende!“

Eine furchtbare plötzliche Veränderung war mit der schönen Künstlerin vorgegangen, sie richtete sich auf, warf die noch brennende Cigarette hastig weg, und schaute mit geballten Händen vor sich hin ins Leere. Die Lippen preßten sich wie im Krampfe zusammen und

ihre sonst so sanft glänzenden Augen sprühten Blitze und Flammen.

„Der Elende! Aber die Stunde der Rache, der Vergeltung ist da. Und ich werde mich rächen, furchtbar rächen. Jetzt oder nie! O Heinrich, wenn Du wüßtest, was ich litt, was man mir angethan!"

Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

Ich stand also vor Auflösung des Rätsels, vor der Enthüllung eines Geheimnisses. Ich vergaß in meiner Aufregung ganz, mich über die intime Sprache Karolinens zu wundern! Dieses plötzliche Dutzen! —

Jetzt wußte ich mir Vieles zu erklären, was mir an Karoline Lehmann bisher unverständlich gewesen.

Aber woher wußte sie meine eigenen Geheimnisse? Nach einer Weile wurde sie ruhiger, sie zog mich auf den Divan ganz in ihre Nähe, so daß ihre glühende Wange beinahe die meinige berührte.

„Sag', liebst Du dieses Weib noch? Sei aufrichtig!"

„Nein" schrie ich. „Ich liebe sie nicht mehr, ich hasse sie wie die Sünde."

„Du liebst sie. Ja, Du liebst sie noch. O ich bin ein Weib und kenne die Schwachheit der Mänuer. In Deinem Innern glimmt noch der Funke! Auf Deinen Lippen liegt zwar der Haß, aber in Deinem Herzen liebst Du noch diese Gimmer."

„Du irrst Dich. Ich verachte sie! Sie hat mich unglücklich gemacht für mein ganzes Leben, sie hat meine edlen Gefühle geknickt, wie ein dahinrasender Orkan, ich kann sie nicht mehr lieben. Oede und tot ist die

Gegend meines Herzens, eine wüste Trümmerstätte. Kein Grün schmückt die Wege und Stege, Alles ist tot, verdorben, zu Grunde gerichtet. Ein Golgatha!"

„O Thor! Verblendeter Thor! Warum warst Du nicht strenger? Warum hast Du sie nicht besser gehütet? Du hast sie Dir auf eine jämmerliche Weise von einem Nichtswürdigen stehlen lassen, der nicht wert ist, Dir Deine Schuhriemen aufzulösen. Von einem Schurken, den ich zu gut kenne!"

„Ja, ja, er stahl sie mir, dieser Gimmer."

„Und weißt Du warum? weil er vermutet hatte, daß sie in der Lage wäre, seine enormen Schulden zu bezahlen. Das war das ganze Geheimnis seiner Liebe zu dieser alten Person. 20,000 Mark! Der Liebes-Schacherjude."

Mir fiel der Brief an Graf Prandtstein ein, ich verstand jetzt erst die ganze Schändlichkeit Gimmers.

„Nach und nach hatte sie auch seine Gläubiger befriedigt, der Graf Prandtstein, ihr geschiedener Gatte, zahlte, ohne es zu wissen, die Schulden seines Nachfolgers im Ehebette, aber sie war schlau! Als sie vor einiger Zeit wieder einige Tausend Mark aus dem Grafen herauspreßte, verlangte sie, daß Gimmer sie zuerst heirate! Hoho! Erst vom Altar aus konnte er den Weg schließlich zu ihrer Kasse antreten! Er willigte endlich notgedrungen ein! Und jetzt will er an unserer Bühne gastieren! Mit ihr! O dies wird für Dich ein schönes Wiederfinden sein! O, auch ich freue mich darauf!"

Und jetzt wieder leuchteten ihre Augen unheimlich und ballten sich ihre Hände unwillkürlich.

„Hier gastieren! Wäre es möglich!“ murmelte ich. „Ich soll die Verhaßte sehen? Nimmermehr! Lieber verlasse ich diesen Posten. Fort, fort! Ich will sie um keinen Preis sehen! Nie!“

„Feigling! fliehen! Das darfst Du nicht! Bist Du ein Mann? Pfui! Du bleibst!“

„Ja, Du hast Recht, Karoline! Ich will mich nicht hinwegscheuchen lassen von einem solchen Paare! Und ich werde bleiben!“ Mir fielen plötzlich die Worte Amelies ein, die sie zu mir im Hotel Royal unter den Linden gesprochen: Bedürfen Sie vielleicht einer Quittung? O, dieser Hohn in jenen Worten!

All' der unsägliche Schmerz um Amelie erwachte aufs neue in mir. Fassungslos stand ich mitten im Zimmer.

„O dieses Weib,“ murmelte ich zwischen den Zähnen, das ich so heiß geliebt! O hätte ich sie nie gesehen! diesen Dämon! der mich so unsäglich elend gemacht!“

Auch Karoline hatte sich erhoben und durchschritt das kleine Rauchzimmer, welches, im orientalischen Geschmack dekoriert, hart neben ihrem Schlafgemach lag.

„Und Du frägst nicht, woher mir alle diese sauberen Dinge bekannt sind? Du bist nicht neugierig, zu wissen, wie so ich hinter die Schliche des Herrn Gimmer kam? woher ich weiß, daß Du Amelie Hertz so innig, so wahrhaft poetisch geliebt — unaussprechlich geliebt — und dennoch hintergangen wurdest?“

„Ich ahne es! O ich kann es wohl denken! Ich bin zu gut — zu willenlos gewesen! Und Du — Du wirst“ — ich stockte —

„Ja," rief sie, „ich war die Geliebte, die Braut dieses Gimmer, dieser männlichen, ehrvergessenen — Buhlerin! Dieses Elenden! — Höre die traurige alte — aber dabei noch ewig neue Geschichte: Ich war in Aachen engagiert und gefiel dort ungemein, man machte mir von allen Seiten den Hof, es regnete Blumen, so oft ich auftrat, der Direktor selbst war in mich, wie noch alle Direktoren, bei denen ich das Glück hatte engagiert zu sein, sterblich verliebt und that Alles, was ich ungezogenes Kind verlangte, um mir meine Stellung bei seinem Theater so angenehm als möglich zu machen. Ich wurde geradezu verhätschelt, verzogen!

„Vor dem Antritt meines Engagements sah ich einen jungen Menschen im Nationaltheater in Berlin spielen, der mir ein recht hübsches Talent zu verraten schien, ein bildschöner junger Kerl. Ich sprach wiederholt von ihm mit dem Direktor, letzterer neckte mich öfters, weil ich so warm für sein Talent eintrat und behauptete, dieser junge Mensch würde einstens ein berühmter erster Held und Liebhaber werden! Man munkelte allerlei über mich und diesen jungen Schauspieler; da ich aber dabei blieb, ihn gar nicht zu kennen, so überraschte mich der Direktor eines Tages mit der Neuigkeit, er habe meinen Protégé engagiert und jetzt werde er sehen, ob ich auch die Wahrheit gesprochen, in zweierlei Beziehungen.

Ach, ich hatte mir mein Unglück nun selbst durch meine Güte heraufbeschworen, durch Gimmer sollte der Frieden meines ganzen Lebens zerstört werden!

Gimmer kam, gefiel besonders den Frauen, und der Direktor lachte sich ins Fäustchen! O hätte ich diesen Menschen nie gesehen!

Während dieser Zeit schrieb mir Baron Ley, daß er im Begriffe stehe, nach Aachen zu kommen und mir seine Hand anzubieten! Was that ich Verblendete? ich beschwor ihn, in Berlin zu bleiben und sich die Sache noch zu überlegen, denn schon hatte mich Woldemar halb in seinen Krallen.

Weiß Gott, ich hatte damals mein bischen Verstand eingebüßt, hier winkte mir eine ehrenvolle glänzende Zukunft und dort, was konnte mir der Anfänger Gimmer bieten? Aber ich liebte leider den Baron nicht, ich war ihm zwar mit schwesterlicher Neigung zugethan, er hatte zeitlebens viel für mich gethan, aber er war alt, und Gimmer jung, schlau und schön wie ein Adonis! Und ich, ein Weib! Ach geliebter Freund, ich bin ein Weib voll Liebe und keine Vestalin, wenn die Flamme, die in meinem Busen schlummert, geweckt wird! Und solche unglückliche Weiber folgen gewöhnlich dem Herzen beim Theater und nicht dem kalten Verstande! Ich kämpfte lange, dann entdeckte ich mich Gimmer rückhaltslos und schon damals hätten der mir Bethörten die Augen aufgehen sollen. Er riet mir, mit dem reichen kränklichen Baron Ley nicht gänzlich abzubrechen, sondern die Korrespondenz wenigstens zum Scheine noch fortzusetzen, doch Ley war ein Ehrenmann, er schrieb mir kategorisch, daß er auf eine Transaktion nicht eingehen könne, und von mir einen festen unwiderruflichen Entschluß erwarte, er werde sodann demnach seine Verfügungen treffen! Ich

schrieb ihm, diesmal ohne Woldemar zu fragen, daß ich einen andern liebe, ihm für alles danke, was er bisher in so liebenswürdiger hochherziger Weise für mich gethan, daß ich aber sein Weib nimmer werden könne! Leys Antwort war, wie ich voraussah, seines edlen Charakters würdig, er wünsche mir alles Glück der Welt, trete ohne Bitterkeit im Herzen zurück, hoffe nur, daß ich mich in der Wahl des Gatten nicht getäuscht habe.

Als Gimmer von diesem Abschluß unseres Briefwechsels hörte, war er wütend. Er schalt mich eine Närrin! Ich wäre eine Person ohne Verstand und Ueberlegung, jedenfalls hätte der Baron eine große Abfindungssumme zahlen müssen, er war seit dieser Zeit wie verwandelt gegen mich! Jeden Tag, jede Stunde, die er bei mir zubrachte, mußte ich immerwährend dieselben Vorwürfe hören, ich war der Verzweiflung nahe, er behandelte mich mit Kälte, mich die Glühende — die nach seinen Umarmungen Lechzende — und eine leise aber furchtbare schreckliche Ahnung fing langsam in meinem armen Gehirn aufzudämmern! Diese gemeine Seele rechnete auf das Geld des Barons als Mitgift für unsere Ehe! O was für schreckliche Menschen giebt es! Was für elende schreckliche Menschen!"

Sie machte eine Pause. Der prachtvolle Schlafrock war in der Hitze der Aufregung ihr halb von der Schulter gefallen, so daß, da sie die Knöpfe bei ihren heftigen Bewegungen geöffnet, ein Teil ihrer Marmorschulter und ihres schneeigen, wie aus Marmor gemeißelten Busens sichtbar wurde; doch sie achtete nicht darauf. Zusammengeknickt kauerte sie eine Zeit lang

auf dem Divan. Sonderbar! trotz der furchtbaren Aufregung, in der ich mich, seit ich den Namen Amelie wieder hörte, befand, trotz der Enthüllungen über Gimmers Schandpläne, hatte ich doch nur Augen, nur Gefühle für die wollustatmende Karoline! jedes Wort, das sie zornerfüllt sprach, jede Geste vermehrte nur meine Aufregung, ich verschlang das herrliche Weib fast mit meinen Blicken.

O, wie schwach sind wir Männer! wie hinfällig wird oft unsere Lebensklugheit und Philosophie einem schönen Weibe gegenüber!

„Eines Tages," fuhr Karoline fort, „kam Gimmer zu mir, irgend ein obskures Theaterjournal in den Händen, worin die ganze Scheidungsgeschichte der Gräfin Prandtstein erzählt wurde und auch ihre damaligen Erfolge unter dem Theaternamen „Amelie Hertz" hervorgehoben waren. Er war ganz Feuer und Flamme und las mir laut das Feuilleton, welches die Ueberschrift „Die Gräfin als Schauspielerin" trug, vor!

Es war auch darin, so viel ich mich jetzt noch erinnere, viel von dem großen Reichtum Prandtsteins die Rede, weiters von der Verschwendung der Gräfin, über die Gründe der Trennung ging der Artikel leicht, ohne nähere Details zu bringen, hinweg.

Nach einigen Wochen ging Woldemar zu einem Gastspiel nach ***. Dort drängte er sich sofort, wie ich später hörte, an die Hertz heran und dort schon entspann sich jenes Doppelspiel, welches mit ihrer Flucht aus Norderney endigte. Hättest Du nur meinen Briefen gefolgt —"

„Deinen Briefen?“ rief ich erstaunt.

„Erhieltst Du nicht damals mehrere Billets ohne Unterschrift, die Dich vor Gimmer warnten? In Norderney! Denke nach!“

„Ja, ja, ich erinnere mich, doch ich vertraute so ohne Arg Amelie, ich las die Briefe kaum und verbrannte sie sofort!“

„O jene schreckliche Zeit! Er that mir damals alle mögliche Schmach an, er erklärte öffentlich im Theater, er hätte nie daran gedacht, sich mit mir zu vermählen und ich hätte nicht das geringste Recht, mich seine Braut zu nennen, ja er begehrte in einem roh abgefaßten Schreiben einen einfachen goldenen Verlobungsreif zurück, den er mir einst schenkte. Seinen Ring, den ich ihm aus derselben Veranlassung gab, hat er mir bis zum heutigen Tage nicht zurückgegeben, freilich war es ein Diamant um fünfhundert Thaler, den ich ihm damals an den Finger steckte! Das ist so bei uns Komödiantenvolk die Sitte!“

Sie lachte krampfhaft! —

Ich schauderte! —

„Aber er soll nur hierher kommen! Ich will ihm denselben vom Finger reißen, den Ring verkaufen und den Erlös seiner ersten Geliebten senden, einer armen Choristin, die er mit einem Kinde in Berlin in der Oranienburgerstraße beinahe verhungern läßt! Der Unmensch! Ja, ja, das will ich! Und nun bin ich gleich am Ende! Höre! noch einmal lächelte Dir das Glück und Du hättest Amelie behalten; der Räuber wandte

seine Augen wieder auf mich. Dies kam so! Ley starb, mit Blitzesschnelle wurde es hier bekannt, daß er mich beinahe zur alleinigen Erbin seines Vermögens in seinem Testamente eingesetzt, das ganze Theater, ja die ganze Stadt sprach nur von diesem Ereignisse, ich wurde telegraphisch vom Testamentsvollstrecker, Rechtsanwalt Doktor Primker, nach Berlin berufen. Als ich nach einigen Tagen zurückkam, fand ich auf meinem Schreibtisch einen Brief Woldemars. Er sendete mir seine Glückwünsche und freute sich der glänzenden Lage, in der ich mich jetzt befände! Zum Schlusse fügte er hinzu, er hoffe mich dieser Tage in einer ernsten Angelegenheit sprechen zu können. Da ich aber sofort ahnte, wohinaus diese schmutzige Seele wollte, ließ ich ihn anderen Tages gar nicht vor. Da vertrat er mir in der Probe den Weg, beschwor mich, ihn einen Augenblick anzuhören, das Geschwätz seiner Verbindung mit Frau Hertz wäre nichts als eine niederträchtige Verleumdung, mir gehöre noch immer sein Herz und seine Seele; doch es war zu spät, ich erkannte erst recht den Schurken in ihm! Ohne ein Wort zu sprechen, drehte ich ihm den Rücken zu und ließ ihn wutschäumend mit zusammengebissenen Lippen stehen! Alles war nun zu Ende! Ich verließ das Engagement, um hierher zu gehen, ich hätte die Bühnenkarriere vielleicht aufgegeben, aber einerseits hätte ich in jenem Falle zehntausend Mark Poenale zahlen müssen, anderseits ist mir das Theater Alles — Leben — Glück! Somit weißt Du die ganze traurige Historie. Amen!"

Und wieder saßen wir Beide stumm, ohne eine Bewegung zu machen, da.

Die Pendule im Schlafgemache schlug zwei Uhr. Kein Laut sonst im ganzen Hause.

Karoline verschwand.

Nach einer Weile kam sie im weißen Battist-Nachtgewande mit feinsten Spitzen garniert zurück, das Gewebe war so dünn wie Gaze, daß man den herrlichen Busen in seiner ganzen Form durchschimmern sah, ein weißes Häubchen umschloß ihre aufgelösten cendréblonden Haare, die großen Zöpfe waren freilich verschwunden. Man muß eben nie zuviel verlangen.

Ich wollte aufstehen und meinen Hut nehmen.

„Du bleibst!"

„Und jetzt," sie umschloß mich inbrünstig, „will ich Dir endlich frei heraussagen, was ich eigentlich von Dir will! Du und kein Anderer sollst das Werkzeug meiner Rache sein! Du sollst ihn strafen! Du sollst und mußt es!" —

„Niemals, Karoline!" rief ich, zur Thüre eilend. „Laß mich gehen! O ich ahnte, daß es so kommen werde!"

Karoline wurde noch bleicher als früher.

„Wie?" rief sie zornbebend, „Du sollst Dich an dem Entführer Deiner Amelie rächen und Du zagst! Feigling! Du wirst es! Ich will es!"

Sie zog mich fast willenlos auf den Divan nieder und faßte meine glühende Hand. Die ihrige war kalt wie Eis.

„O, sich rächen ist unedel! Ich habe ihr verziehen!"

Karoline sprang auf.

„Und wenn ich Dir sage: Räche mich!“

„Nie gebe ich mich zu solchen Handlangerdiensten her! Ich bin, was Du zu vergessen scheinst, ein Mann von Ehre! Wohl hat Amelie mir eine Wunde geschlagen, die nie ganz verharschen wird, o sie wird immer bluten, immer, bis all mein Blut stockt, bis ans Ende meiner Tage!“

„Heinrich! Heinrich! Du mußt! Du bist der Einzige, der es auch kann! Heinrich, wenn ich Dir sage!“ —

Und ihre Rede wurde leises Flüstern. —

„Wenn ich Dir zulispele: Ich bin Dein, ganz Dein! Heute noch Dein! Aber räche mich! Du allein hast die Macht und die Kraft dazu! Thu's, o thu's!“ Und das schöne Weib sank, in Thränen aufgelöst an meine Brust!

Ein Zittern und Zagen ging durch meinen ganzen Körper!

O ich fühlte mich schwach, sehr schwach, ich schwankte wie ein Schilfrohr im nahenden Sturm! Ich litt furchtbare Pein! Dieses schöne wollüstige Weib klammerte sich mit leidenschaftlicher Hast an meine Fersen, und aus welchem Grunde? nicht aus Liebe, sondern aus Haß gegen einen Andern! Und sie selbst lieferte sich als Preis aus! Wahrlich, ein hoher Preis! Aber auch ein solcher Preis mit dem Paradiese im Hintergrunde widerte mich, auf solche Weise verdient, an, die Schlange lauerte hinter den duftigsten Blumen.

Außer mir, entrang ich mich ihren Armen und eilte zur Thüre!

„Laß mich fort! Ich muß fort!" rief ich.

„Heinrich," sagte sie, halb ernst, halb scherzhaft, „was verlange ich denn Absonderliches, daß Du wie ein zweiter keuscher Joseph die Flucht, ohne aber einen Mantel zurückzulassen, ergreifst? Höre erst genau, was ich will! Ich bitte Dich, höre mich an!"

„Ich höre!"

„Du sollst Amelie Alles, die lautere Wahrheit sagen und ihr dieses Packet Briefe übergeben. (Bei diesen Worten eilte sie zu ihrem Schreibtisch und riß ein Packet Briefe aus einem Schubfache.) Ist dies ein Verbrechen? Sie soll dieses schöne Scheusal Gimmer ganz, ganz in seiner Schmach kennen lernen. — Schwächling! Wäre ich ein Mann, ich würde Gimmer töten! Hier sind die Briefe, und hier bin ich! Nun wähle!"

Da stand sie, hochaufgerichtet, mit bebenden geöffneten Lippen, zitternden Nasenflügeln! ihr Nachtnegligee flog geöffnet hin und her, ein Meer von Reizen enthüllend — wie schön, wie begehrenswert sie war! — ihr heißer, nach Veilchen duftender Atem berührte meine Wange! — — — Ich unterlag! —

Krampfhaft griff ich nach den Briefen!

„Gut," murmelte ich dumpf vor mir hin. „Aber ich thue es, weil ich Gutes davon hoffe, — nicht Dir zu Liebe! Es lockt mich zu dieser That kein Preis! Und nun laß mich fort!"

„Du darfst nicht fort! Ich will nicht, daß man Dich um drei Uhr aus dem Theatergebäude gehen sieht. Du mußt hier bleiben!"

„Hier bleiben," rief ich ganz bestürzt, ohne mehr an das schöne Weib, welches wie eine halbverschleierte nackte Venusstatue vor mir stand, zu denken; so ernst wurde ich plötzlich gestimmt und von der schweren Bedeutung meiner Mission durchdrungen, die Amelie aus den Klauen eines Schurken reißen sollte.

Ich mußte dabei eine sehr komische Geste gemacht haben, denn urplötzlich erklang das silberhelle Lachen vom Vormittag, sie schlug einen wahren Lachtriller auf, verwandelt war das rachsüchtige Weib in eine liebeglühende Sirene voll Grazie, Heiterkeit und überschäumender Lebensfreudigkeit.

„Warum ich Dich nicht fortlasse?" und dabei umschlang ihr nackter Arm meinen Rücken und schob mich sanft vorwärts, ihr Köpfchen lag halb auf meiner linken ‚Schulter, „dies will ich Dir allsogleich sagen," rief sie schelmisch:

Raoul! ich liebe Dich!

hast Du's gehört?

Nicht über diese Schwelle laß ich Dich —

Oder nein! Du sagtest ja vorhin, edler Jüngling, daß Lohengrin, der schöne Schwanenritter, Dein Ideal wäre. Vernimm also:"

Sie ging zum Klaviere und sang die süße Melodie des Hochzeitschors des dritten Aktes aus Lohengrin mit eigens von ihrer Seite varriirtem Texte leise vor sich hin:

„Mit Dir vereint,
Lieblicher Freund,
Zieh ich dahin,
Lusterfüllt." —

„Und nun komm! Komm! — Ins Heiligtum des Grals.“

Ich trat in einen Tempel, es war zwar nicht der auf dem Berge Monsalvat, wo der heilige Gral in rubinfarbiger Pracht leuchtete, aber Alles darinnen war von magischem Lichte überschüttet, der Anblick blendete mich völlig. Ich sah nur noch deutlich herrliche gemalte Amoretten in Goldbronzeverkleidung an der Breite des blauseidenen Lagers mir entgegenlachen, dann verging ich unter ihren heißen glühenden Küssen . . . vor rosenrotester Wonne, würde der Patriarch von Baireuth, Richard Wagner, sagen und singen.

IV.

Ich war einige Wochen wie berauscht. Alles, selbst die gleichgültigsten Dinge kamen mir anders, hübscher vor. Die ganze Welt hatte für mich einen neuen eigenartigen Reiz, ich machte in vorgerückten Jahren nochmals eine Periode des intensivsten Liebestaumels durch, eine Zeit der Aufregung, die ich längst hinter mir glaubte. O es waren herrliche Stunden, wo ich Alles vergaß, was ich früher Bitteres von Weibern erfahren. Und jetzt noch, wo so viel hinter mir liegt, denke ich dieser Zeit in Freuden! Merkwürdig, mit solchem Sinnenreiz hielt mich noch kein Weib gefangen, nicht einmal mein Idol, Amelie, bei der doch der Geist eine hervorragendere Rolle als die Sinne spielte. Selbst im Liebestaumel! Karoline Lehmann war aber ganz Weib, nichts wie Weib und nur Liebe. Die „bucklige Vestalin" gehörte zu jener Gattung von weichen Wesen, die lange zurückhaltend, lange überlegend, lange mit sich kämpfend, dann wie ein wütender Katarakt auf einem

einzigen Zuge, mit furchtbarer, Alles mit sich fortreißender Energie die ganze Welt über den Haufen werfen, kurz=um Alles was ihrer Leidenschaft im Wege, hinwegfegen und nur genießen, und wieder genießen, lieben und leben wollen. Sie war damals das gefeiertste Weib der Stadt, unstreitig auch das schönste, sie war un=abhängig, reich, eine bedeutende Künstlerin in ihrem Fache, umschwärmt von Groß und Klein, dabei galt sie für jeden als unzugänglich, stolz, ja zurückstoßend, war es ein Wunder, daß sie für mich, den Beglückten, anfangs nicht nur der Inbegriff aller cyprischen Freuden wurde, sondern auch „seine Königin," die er verehrte und anbetete? Die Zeit aber brachte doch Ernüchterung. Und ich Undankbarer, ich war dennoch nicht glücklich. Mein ganzes Herz war, wenn ich mich streng prüfte, dennoch nicht bei ihr. Nie bei ihr gewesen. Im größten Taumel sah ich das bleiche Marmor=Antlitz Amelies wie Hamlets Geist vor mir auftauchen. Ur=plötzlich! Warnend! Klagend! Seufzend! Thränen vergießend! Und bei den heißesten Küssen — dachte ich an die Küsse Amelies.

Ich sah nach einigen Wochen zu deutlich, daß es auf dieser Welt doch noch etwas Höheres gebe als der Körper der Venus, die Glut der Sinne, nämlich jene Liebe, die an keinen Körper allein gebunden, an keinen einzelnen Reiz gefesselt, neben den Leibern auch die Seelen harmonisch verbindet. Sie halte ich für das Höchste auf dieser Erde. Und mit solcher „hehrer reiner Liebe" hing ich noch mit allen Fasern meiner hingeben=den Natur an der — Verlorenen. Zwiefach verloren!

Verloren für mich und für sich selbst! Ach, ich war recht unglücklich in meinem Glücke! — —

Und nun zurück zu Karolinen. Die „bucklige Vestalin" war gar nicht gewillt, unsere Verbindung geheim zu halten, aber ich bestand darauf mit Heftigkeit. Es war die erste Szene, die ich ihr machte, da ich wohl wußte daß diese Liebe zur Oeffentlichkeit unlauteren Motiven entsprang.

Es sollte wahrscheinlich ein Vorspiel, ein Prolog ihrer projektierten Rache sein.

Ich aber stellte ihr eindringlich vor, daß ich mich nicht binden wolle, und daß ihr guter Ruf, den sie in hiesiger Stadt genieße, ihr auch in Wien gute Früchte tragen würde, ihr vielleicht zu einer glänzenden Partie verhelfen könne, denn ich kannte ihre Unlust, noch lange dem Theater anzugehören.

„Und Du würdest mich nicht zum Weibe nehmen?" rief sie erregt, „für Dich bin ich zu schlecht? ja ja, so seid ihr Männer! Man opfert Euch Alles, und ihr? O ihr Egoisten!"

„Beruhige Dich, ich that in Norderney den heiligen Schwur, mich niemals zu vermählen."

„Weil Dich Amelie hintergangen, willst Du als Junggeselle zu Grabe gehen? Gestehe, Du denkst noch an sie im Wachen und im Träumen. Ja (dabei stampfte sie mit den Füßchen), Du bist noch nicht geheilt, jene Frau Amelie Gimmer-Hertz, jene Gräfin Prandtstein (sie betonte jede Silbe dieses Namens absichtlich und sprach die Buchstaben so langsam aus, gerade als wenn sie mit jeder derselben mich durch-

bohren wollte) ist Dir noch immer lieber als ich armes Opferlamm. O sag's nur frei heraus, lege Dir keine Zurückhaltung auf, bekenne es offen! Du liebst sie noch, Schwächling!"

Ich ließ mich aber durch ihre Vorwürfe nicht einschüchtern und stellte ihr vor, daß wir aus guten Gründen unser Verhältnis nicht an die große Glocke hängen sollten, und daß es raisonnabler wäre, vor der Welt mit größter Reserve aufzutreten.

„Ich bitte Dich recht sehr," fuhr ich fort, „mich vor den Leuten nicht zu dutzen. Hast Du gehört, liebe Karoline? Ich bitte Dich inständigst darum!"

„Wie Du willst. Doch ich sehe nicht ein, wenn ich, die bucklige Vestalin, mir nichts aus den sogenannten Leuten mache, Du —"

„Mit einem Worte, ich will nicht," unterbrach ich sie heftig, und meine Stimme bebte, „ich will nicht, daß Amelie Gimmer erfährt, was Du doch bezweckst, daß Karoline Lehmann meine Geliebte. Ich wäre im Stande, ihr die Briefe nicht zu übergeben."

Karoline wurde nun still und schmollte wie ein eben ausgescholtenes Kind. So blieb sie einige Tage, bis ich ihr nach der Vorstellung der „Mignon" sagte: „Eine solche Philine verdiene in Gold gefaßt zu werden und die einzige Rabatinsky in Wien habe das Finale des zweiten Aktes so schön und so schwungvoll gesungen." Da war sie wieder die alte Sirene mit dem Silber-Lachtriller im Sprechen.

„Ich wäre doch ein süßer Mensch," rief sie innig gerührt. „So ganz und gar nicht wie die anderen

Männer, die sie kennen gelernt. Und mein Lob sei viel mehr wert als das Geklapper aller Anderen, da ich so selten, aber dann so innig lobe. Sie fände selbst, daß sie heute gut gewesen, und frug mich, ob sie in Wien nicht zum Debüt die Philine singen sollte."

„Freilich, mein Engel."

„Und was sonst?"

„Deine besten Rollen. Die Königin in den Hugenotten und zum Schlusse die „Bertha" im Propheten, damit Dich die Wiener," setzte ich lächelnd hinzu, „auch von der furiosen Seite kennen lernen."

Ach, an jenem Abende war sie wieder die herrlichste der Frauen!

Unser Verhältnis blieb wirklich einige Zeit den Augen der spähenden Welt verborgen; aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Es traten zwei Ereignisse noch vor dem für mich verhängnisvollen Gastspiele des Ehepaares Gimmer ein, die Alles was so fein gesponnen brachte ans helle Licht der Sonnen.

Das eine dieser Ereignisse war die Affaire mit Puk, das andere die Vermählungsfeier unseres biederen „Potz Mäusle," Direktors Hildebrand. Ich muß nun zum Verständnis des Lesers von dem Schauspielpersonal unserer Bühne sprechen. Es waren recht tüchtige Künstler und Künstlerinnen vorhanden, meistens unter sich verheiratet, im Ganzen weniger zum Skandale geneigt, als unser Opernvolk. Nur eine einzige Räudige hatten wir unter dieser Herde, Fräulein Ella Träger. Sie war ein Unikum. Von Geburt eine Hannoveranerin,

war sie schon im vielversprechenden Alter von zehn Jahren ihren Eltern in Celle entlaufen, und mit einer italienischen Seiltänzergesellschaft nach Pest gegangen. Mit sechszehn Jahren von einem verliebten Clown für Renz, den Millionen-Direktor, gewonnen, excellierte sie als Reiterin, Springerin und Tänzerin. Mit achtzehn Jahren verliebte sich der Sohn eines Duodezfürsten, der in Berlin oder Potsdam bei der Garde zu Fuß oder Pferd stand, in die Schöne, sie verließ das gefährliche Metier und nahm Unterricht bei Frau Perroni-Glaßbrenner in der Leipzigerstraße und ging dann zum Theater. Sie hatte das Zeug zu einer Nachfolgerin der Goßmann, der Raabe oder Grobecker (der deutschen Dejazet). Sie war klein, blond, ihr Gesicht war nicht besonders hübsch, aber ihr Stumpfnäschen stand ihr allerliebst, auch hatte sie eine äußerst elegante, fast aristokratisch feine Figur, sprühte von Geist, freilich hatten dann und wann ihre Worte, wenn sie sich hören ließ, etwas vom „Stallparfüm“ und vom „Trapez“ behalten. Die Kolleginnen nannten sie gemein, und ihr Spitznamen lautete die „Goldhyäne“. Ruf hatte sie gar keinen, das heißt den allerschlechtesten, verheiratet war sie auch einmal gewesen, man erzählte sich eine drollige Geschichte, in welchem Lichte sie die Ehe und ihren Ehemann ansah.

Doch erst will ich eine Erklärung ihres Spitznamens der Goldhyäne geben.

Sie hatte nämlich, wie ihre Kolleginnen mir erzählten, eine sehr interessante Sammlung von Geschmeide aus Gold und Edelsteinen. Man würde aber irre gehen zu glauben, daß dieselbe zum Schmuck weiblicher Reize diente;

nein, es waren Siegelringe, Uhren, Tuchnadeln, Uhrketten, Breloques, lauter Dinge, die Männer im Gebrauche haben. Von einer Freundin befragt, woher sie zu diesen Reliquien gekommen, da die meisten Gegenstände nicht mehr neu waren und Spuren des Gebrauchs zeigten, antwortete sie unbefangen: „Erbstücke! Ich hatte das Unglück, mich immer in blasse junge schwindsüchtige Leute zu verlieben, ein blonder schwarzhaariger Jüngling, mag er auch keine Beauté sein, fesselte mich leichter als ein Blondin. Leider traf ich immer auf sieche Menschen und habe mit manchen meiner Verehrer den Winter in Nizza oder Monaco zugebracht. Dort starben sie meistenteils und hinterließen mir diesen goldenen Tand als Andenken. Und so kam ich nach und nach zu dieser Sammlung, die ich aufbewahre. Sehen Sie, diese drei Uhren, sie stehen alle seit der Zeit, als ihre Besitzer von der Erde Abschied nahmen, ich konnte mich nie entschließen, die Dingerchen wieder aufzuziehen.“

Und nun zu ihrer Ehe-Affaire. Mit fünfundzwanzig Jahren, nachdem sie in Monaco und Nizza die Leute ruiniert und begraben hatte, reichte sie einem russischen Bankier, Iwan Gospic, die Hand, der wahnsinnig in diesen Dämon der Liebe vernarrt war. Da verlor in Folge von Börsenoperationen der Arme in Paris, wo er domicilierte, sein Geld, und nun hieß es für Ella, Brot für ihre zwei Kinder verdienen. Sie ging sofort wieder ihrem alten Gewerbe nach — sie betrat wieder die Bühne und gefiel ungemein; in einem Bade in den Pyrenäen, ich glaube in Biarritz, lernte sie einen Deutschen kennen, der in Hong-

kong große Besitzungen hatte, er trieb dort Opiumhandel im Großen. Besagter Jüngling, der Sohn seines reichen Vaters, verliebte sich in Ella und Ella merkwürdiger Weise in ihn. Mit Eifer und Hast betrieb sie sofort ihre Scheidung von ihrem Manne. Mit blutendem Herzen willigte Herr Gospic darein, behielt aber seine Kinder bei sich. Er war nämlich mittlerweile wieder zu Gelde gekommen, und noch immer voll Liebe für seine Frau, die er nun für immer verlieren sollte.

Auch für den exotischen Bräutigam konnte der Tag der Scheidung nicht schnell genug herbeikommen. Als sie endlich vollzogen, kehrte er noch auf ein Jahr nach Penang in Ostindien zurück, wo er Reisfelder urbar machte, mit dem Versprechen, sodann nach Europa zu kommen und mit ihr an den Altar zu treten. In der Zwischenzeit soll Fräulein Ella Träger nicht zu erkennen gewesen sein, sie lebte wie eine Trappistin, sie spielte ihre naiven Rollen mit wahrer hingebender Begeisterung, ihre Parole war „Ostindien und Möraus,“ so hieß nämlich der Zukünftige. Nun hatte sie freilich auch früher ihre Unschuldsmaske auf der Bühne mit Virtuosität vorgehalten, aber wie gab sie sich oft nach zehn Uhr, wenn sie die Garderobe des Theaters hinter sich hatte?

Nie sah man einen grelleren Gegensatz als Ella Träger auf der Bühne und im Leben. Welch eine mit dem höchsten Zauber der Unschuld umgebene Gestalt auf der Bühne als „Margarethe Western“ im „Guten Ton,“ und welche Phryne darauf beim Champagner nach

einem opulenten Souper. Auf der Bühne die veritable Unschuld, dieses sanfte Augenniederschlagen, diese züchtigliche, jugendliche Anmut, diese keusche reine Stirn, und im Leben welch ein Cynismus im Ausdruck unter ihren Kollegen, welche müde Augen, wenn sie nach einer durchschwärmten Nacht, und solche Nächte gab es bei ihr viele, auf der Probe erschien mit unfrisiertem Haar, zerknitterten Manschetten und zerknittertem — Angesicht. Doch nun weiter in der Geschichte. Der Bräutigam aus Indien ließ seit einiger Zeit mit Briefen lange, sehr lange auf sich warten, und sich in Geduld zu üben, war niemals ihre Lieblingsbeschäftigung. Unsere Ella wurde jeden Tag blässer, ein weiblicher Ritter Toggenburg, sie, die Ueppige, magerte ersichtlich ab, denn die Briefe aus Indien wurden gar so selten und als sie eines Tages gar auf ein kostspieliges Kabeltelegramm keine Antwort erhielt, legte sie sich hin und wurde sterbenskrank.

Nachdem sie sich, als starke Natur, wieder erholt, wurde Fräulein Träger bei uns engagiert, in jener Stadt, wo zufällig ihr geschiedener Gatte mit den Kindern domicilierte, Herr Bankier Gospic. Eines Tages spielte sie die Grille! Im zweiten Akte mußte sie ohnmächtig von der Bühne getragen werden, und was war die Ursache? In einer Loge ersten Ranges saß der „schändliche" deutsche Ostindier mit einem Mohrenknaben, letzterer in weißen Musselin gekleidet! Der Herr liebte die Reklame. Er, der sie schändlich hintergangen, betrogen! Sie erhielt nämlich einige Tage vor dieser Vorstellung einen Brief des schönen Indiers,

worin er ihr kurz und bündig mitteilte, daß er auch fern am Ganges, wo die Lotosblumen blühen und nach Heinrich Heine stille gute Menschen und weiße Elefanten wohnen, gehört habe, welchen merkwürdigen Lebenswandel sie in Europa führe daß sie sich gar nicht bräutlich aufgeführt, und daß er daher jede Verbindung mit ihr löse! Notabene wollte er eine reiche Erbin heimführen, das war der eigentliche Grund! Im ganzen Bewußtsein ihrer einjährigen Enthaltsamkeit und Tugend füllte sich ihr Auge mit Thränen, und Haß und Rache füllten ihren schönen Busen! Also vis-à-vis du rien! Kein indischer Bräutigam, kein Mann, keine Alimentation, keine gesicherte Zukunft! Wutentbrannt stürzte sie einen Tag nach diesen Ereignissen in das Hotel des „Indiers" aus Germanien, doch der Schlaue ließ sich durch den Mohrenknaben krank melden, da rannte sie außer sich zu ihrem geschiedenen Mann, erzählte ihm weinend, wie sie das Opfer dieses Lotosblumenmannes geworden, und soll mit der tragikomischesten Miene ausgerufen haben: „Du mußt mich rächen! Er ist Schuld, daß ich mich scheiden ließ! Du mußt ihn töten!"

Welch ein verdutztes Gesicht ihr ehemaliger Gatte bei einer solchen originellen Zumutung gemacht hat, darüber schweigt unsere Gewährsfrau! Der Schluß der Affaire war aber trotzdem, daß der schwache Gatte sich seiner Frau wieder näherte.

Dieser besagten Ella Träger nun wurde von mir, im Auftrage einer hohen Direktion, die Rolle des Puk im Sommernachtstraum zugeteilt, und die in Sachen der Kunst mir gegenüber sehr bescheiden auf-

tretende Schauspielerin bat mich, ihr diese Partie einzustudieren. O dieser Puk! Er sollte mir zum ersten Mal die Eifersucht eines Weibes zeigen, denn Amelie war zu stolz, zu siegesbewußt, um eifersüchtig zu sein, ganz anders dagegen war Karoline geartet!

Hildebrand überließ mir aus naheliegenden Gründen die ganze Inszenesetzung des Sommernachtstraumes und kümmerte sich nur um die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit der schönen Wienerin Milla.

Mir war natürlich der Kopf wirr von den vielen ermüdenden Proben. Zum ersten Mal war die ganze Schwere der Verantwortlichkeit eines Dramaturgen auf meine Schultern gewälzt und ich machte alle Anstrengungen, um unter dieser Last nicht zu erliegen. Hildebrand war in höheren artistischen Dingen eine Null, Brandenburg war ein Routinier. Daß Hildebrand sich in solchen Angelegenheiten in sein Schneckenhaus, d. h. in seine Kanzlei zurückzog, war noch zum Guten! Und erst meine Schauspieler! Wie wenig hatten sie gelernt! Und nun erst gar Shakespeare. Wie wenig dachten sie, und mit welcher Frechheit brachten sie das „Wenige“ vor, wenn es auch der hellste Unsinn war! O die Komödianten! Wie viel Unbildung ist da hinter einem hübschen Tricot, hinter einem „tadellosen Frack vom ersten Schneider der Residenz“ versteckt!

Und prägt man, wie ich es jetzt that, ihnen jeden Vers, jede Betonung ein, zeigt man ihnen jede Stellung an, was ist die Folge? — entweder sie nehmen es halb widerwillig hin, weil sie die Wahrheit des Gesagten einsehen und den Hauptvorteil Abends, den Beifall, doch

für sich haben und einheimsen, oder sie werden grob und sagen scharf heraus, daß sie doch Alles besser wissen und keiner Belehrung, Vortragsmeisterei ꝛc. bedürfen. Ich kann diese Erinnerungen nicht niederschreiben, ohne eines Gespräches zu gedenken, welches ich mit unserer ersten Heroine führte, die ebenfalls im Sommernachtstraum spielte! Wir sprachen von den Werken des großen Britten im allgemeinen! Daß unsere in ganz Deutschland bekannte Künstlerin nicht wußte, daß William Shakespeare wundervolle Sonetten geschrieben, frappierte mich nicht im geringsten, aber man höre weiter! Ich warf im Gespräche die Worte hin, die „Imogen", die wäre für sie wie geschaffen!

„Die Imogen? Dieses Stück kenne ich nicht!"

„Sie kennen doch Cymbeline?"

„Nein, oder doch! es ist etwas Ungarisches?"

„Pardon, Sie verwechseln es mit dem Cymbal der Zigeuner, das meine ich nicht!"

„Ja so!"

„Haben Sie denn nie die Stücke Shakespeares gelesen?"

„Ach Gott, mein lieber Doktor! wo habe ich denn die Zeit? und dann, ich lese überhaupt keine Theaterstücke, höchstens Romane! Ich habe so viele Rollen zu lernen. Früher las ich natürlich mehr! Und offen gesagt, ich liebe eigentlich Ihren Shakespeare nicht, er ist mir so unverständlich, seine Sätze sind so wenig flüssig und zu schwer zu sprechen, alles ist so zerhackt und sonderbar, man muß so grauses Zeug, so viel Eingeschachteltes herausquetschen, daß man völlig konfus

beim Studieren wird. Da ist zum Beispiel die Lady Anna im Richard den Dritten, Brandenburg hat mir die Rolle einstudiert, ich soll dieselbe sogar wie man sagt, passabel spielen. Aber ich begreife die Person heute noch nicht! Sich nolens volens an den Hals des Mörders ihres Gatten zu werfen! Die Stelle soll genial sein! Aber trotz aller Belehrung, mir fehlt heute noch das rechte Verständnis für die Worte Annas im vierten Akte:

— Als er, der um mein Ehgemahl
Zu mir kam, die der Leiche Heinrichs folgt,
Als kaum das Blut von seinen Händen noch
Er wusch, das meinen ersten engelsgleichen Gatten
Und jenen toten Heiligen entströmt.
O wie ich da Richards Antlitz sah,
War dies mein Wunsch: Sei du, sprach ich, verflucht,
Der mich so jung zu einer Witwe machte,
Und freist du, sei kummervoll dein Bett,
Es sei dein Weib, ist eine toll genug,
Noch ärmer durch dein Leben, als du mich
Durch meines lieben Herren Tod gemacht!
Seht, eh' den Fluch ich wiederholen kann,
War in so kurzer Zeit mein Frauenherz
Von seiner süßen Rede schon gefangen,
Und Ziel für meiner eignen Seele Fluch,
Der stets die Ruhe flieht,
Denn nimmer, eine Stund' in seinem Bett,
Genoß ich noch des Schlafes goldnen Tau!" —

„Diesen Uebergang von der Trauer um den Gatten zur Liebe für seinen Mörder ist mir nicht möglich! Wäre sie noch durch Richards Schönheit entflammt, durch Wollust — aber ein so häßliches Tier vor Augen, ich begreife diesen Shakespeare nicht!" —

Und nun kam der kleine Puk aus der Kulisse gehüpft und klagte ebenfalls sein Leid! Es ginge ihm mit diesen schrecklichen Versen so schwer! Wie sollte er oder sie dieselben sprechen? Besonders jene verzwickten Verse:

„Du hast ganz recht gedacht,
Ich bin der heitre Wanderer der Nacht;
Ich scherz' um Oberon, er lächelt mir,
Täusch' ich den Hengst, das bohnensatte Tier,
Durch Wiehern mit der schönen Stute Stimme.
In der Gevatterin Glas ich lauschend schwimme
Als ein gebratner Apfel, will sie nippen,
Dann fahre ich ihr plötzlich an die Lippen,
Daß ihr das Bier den schlaffen Busen netzt.
Wenn sich die greise Mutter eben setzt,
Erzählen will, nimmt sie als Schemel mich,
Doch ihrem Steiß entschlüpfend — setzt sie sich
Zur Erde, schreit und hustet Mord und Zeter,
Vom ganzen Kreis hält sich die Seiten Jeder,
Lacht lauter dann und räuspert sich und schwört,
Er hab' von keiner größern Lust gehört —
Doch Elfen, Platz — denn hier kommt Oberon" —

Da war guter Rat teuer! Ich half ihr so gut ich eben konnte, zuerst strich ich ihr das unangenehme Wort „Steiß" und ersetzte es durch „Leib", ich erklärte, ich docierte, ich detaillierte, ich demonstrierte, bis endlich Fräulein Träger-Puk mit sich und auch natürlich mit mir zufrieden war. Doch eine andere Jemand war gar nicht mit mir zufrieden! Es war Karoline! Da sie, ohne Aufsehen zu erregen, nicht allen Proben vom Sommernachtstraum beiwohnen konnte, so kam sie wenigstens zu den letzten großen Ensembleproben, und da geschah es natürlich, daß sich besonders Fräulein Ella, die

doch nicht die geringste Idee davon hatte, welche Beziehungen zwischen mir und der ersten Koloratursängerin bestanden, sehr oft an mich wandte, ja sogar in den Zwischenakten sich kordial zu mir setzte, in ihrer derben aber höchst drolligen Manier über die unbeholfenen Elfen schimpfte und mich bat, mit ihr ein „Flugwerk" zu probieren, worin sie über die Bühne zu schweben hatte und welches ihr sehr gefährlich vorkam.

„Aber, Fräulein" (sie figurierte, wie dies allgemeiner Gebrauch, als Fräulein auf dem Theaterzettel, und wir nannten sie auch im Leben so), erwiederte ich, „Sie eine kühne Reiterin (an ihr ehemaliges Seiltänzertum wollte ich sie galanter Weise nicht erinnern) haben Furcht vor so einem massiven Flugwerk? Sind Sie nicht oft" —

Sie unterbrach mich schnell. „O ich weiß wohl, was Sie noch sagen wollten, lieber Doktor! Sie wollten auf meine einstige Carriere im Luftspringerfache anspielen! Das ist Alles gründlich erlogen! Ich war in meiner Jugend nie bei einer Seiltänzerbande, wie die grünen Jungen, die noch nicht trocken hinter den Ohren sind, in hiesiger Stadt von mir erzählen! — Ich bin als Kind statt auf dem Seile in der Schule gesessen, gelernt habe ich freilich nichts Rechtes, das haben Sie ja jetzt bei den Proben gesehen, Doktorchen. Das bischen Französisch, na nu, dies brachten mir meine Verehrer bei. Das ist auch Alles."

Nach einer Pause fragte sie mich recht eindringlich:

„Ist denn dies neue Flugwerk auch recht ordentlich früher probiert worden?"

„Närrchen,“ erwiderte ich, „es ist nicht die geringste Gefahr dabei, und zum Beweise will ich mich sogleich bereit machen, mit Ihnen diese Fahrt zu bestehen. He Theatermeister! He Roland!“ Ich klingelte. Die Probe wurde unterbrochen.

Wir stiegen in den Wolkenwagen.

„Inspizient, geben Sie auf das Stichwort Acht! Klingeln.“

Wir fuhren langsam in halber Höhe über die Bühne; sei es nun, daß Ella wirklich Furcht gehabt, sei es aber, daß die kleine schnippische Heuchlerin mich in ihre Netze kriegen wollte, sie klammerte sich im Flugwerke derart an mich, daß ich sie bat, daran zu denken, wo wir uns eigentlich befinden, daß hundert Augen auf uns auch in dem halbdunkeln Raum gerichtet seien.

„Wie wäre es, wenn ich Sie jetzt herzhaft abküßte?“ rief Ella.

„Machen Sie um Gotteswillen keine so frivolen Scherze.“

„Sie fürchten sich vor meinen Küssen! Sie sind der Erste, der sie zurückweist. Kostbar! Sie sehen gerade so aus, als wenn Sie etwas Besonderes fürchten müßten. Sie sind doch ein rechter Hasenfuß. Schämen Sie sich doch ein Bisken. Nanu, ich beiße ja nicht.“

In demselben Momente ging es hinab, zur Erde, zu den Brettern. Keiner war froher als ich. Als ich zu meinem Tisch beim Souffleurhäuschen zurückkam, saß Karoline auf meinem Sessel, ohne die geringste Miene

zu machen, mich zu grüßen oder gar mir meinen Platz zu überlassen. Sie stieß zeitweilig ihren Sonnenschirm unsanft auf die Bretter! ich merkte sofort, daß sie vorhatte, mir eine Szene zu machen.

Oberregisseur Brandenburg wollte mir seinen Stuhl präsentieren; ich dankte kurz, blieb stehen und nahm mein Buch zur Hand. Die Probe ging weiter. Fräulein Lehmann rührte sich nicht, ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt, es stürmte bei ihr innerlich.

Endlich wurde die Geschichte Brandenburg zu stark, er ging zur Lehmann hin und sagte in seiner barschen, fast groben Manier:

„Aber, Fräulein Lehmann, wissen Sie nicht, daß Sie den Stuhl des Herrn Doktors okkupieren? Wenn Sie schon nicht im Parterre sitzen bleiben wollen, so nehmen Sie in den Koulissen irgendwo Platz. Hier hat überhaupt kein Mitglied außer den Regisseuren das Recht, sich zu placieren. Die Theatergesetze —"

„Lassen Sie das Fräulein, lieber Brandenburg," mischte ich mich beschwichtigend in den Streit, „die Probe ist ja bald zu Ende, das Orchester hat Opernprobe."

Ich schlug gefaßt mein Buch zu. Die Mitglieder, froh mit einer halben Probe davongekommen zu sein, zerstreuten sich schnell. Fräulein Puk drückte mir sehr liebenswürdig die Hand, empfahl sich nicht, ohne einen bezeichnenden Blick auf Fräulein Lehmann zu werfen, die noch immer da saß wie eine Statue. Die Bühne wurde leer, Brandenburg gab im Hintergrunde einige Befehle, der Opernregisseur Schluders erschien, um das Terrain mit seinen Truppen zu okkupieren.

Nun endlich erhob sich Karoline.

„Hast Du Probe?“ frug ich.

„Nein.“

„Warum hast Du Dich also hierher gesetzt?“

„Weil es mir beliebte.“

„Aber —“

„Was aber?“

„Du weißt, daß die Leute die kleinsten Dinge bemerken. Hast Du den Blick der Träger bemerkt, den sie mir zuwarf? Du nimmst gar keine Rücksichten!“ fuhr ich auf.

Nun war erst recht der Teufel los.

„Ob ich ihn bemerkt habe? O ich habe noch viel mehr gesehen und gehört! Ha ha, im Dunkeln läßt sich gut munkeln. Auch habe ich noch nie gehört, daß ein sogenannter Dramaturg die Flugwerke probieren muß — in Gesellschaft —“

„Sie bat mich darum — übrigens —“

„So,“ unterbrach sie mich heftig, „bat sie noch um Anderes, oder batest Du vielleicht?“

„Mir war es wirklich unangenehm, aber ich konnte ihr diese Bitte nicht gut abschlagen.“

„Alles hat darüber gekichert. Du hättest nur die höhnischen Bemerkungen hören sollen.“

„So — meinetwegen.“

„Du konntest es nicht ablehnen? Du bist von einer Taktlosigkeit ohne Gleichen. Du wußtest mich hier im Theater. Hebe Dir diese „kleinen Scherze“ auf, wenn Du mich fern weißt.“

„Aber, liebe Karoline, bedenke. . .“

„Bedenke Du. Ich habe nichts zu bedenken.“

„Ich bin ja gänzlich unschuldig. Diese kleine Ella — es ist häßlich, davon zu reden — aber Du zwingst mich dazu, läuft mir geradezu nach, sie verfolgt mich, wo ich gehe und stehe, frage Hildebrand, Brandenburg, Schluders, jeder wird es Dir bestätigen. Seit ich ihr den Puk einstudiert, ist es überhaupt nicht mehr mit ihr auszuhalten, schon aus Dankbarkeit glaubt sie mir, ihre Zuneigung überall beweisen zu müssen.“

„Du hast ihr den Puk einstudiert? Davon wußte ich ja gar nichts. Unerhört!“

„Es war meine Pflicht!“

„So! Und als ich Dich bat, mit mir die Partie der Julie in Gounod's „Romeo und Julie“ durchzugehen, da lehntest Du es kurzweg ab!“

„Freilich! Ich bin ja kein Musiker. Davon verstehe ich nichts.“

„Und das Spiel? Die Mimik? Die Deklamation der Recitative? — Hättest Du mir nicht hilfreich zur Seite stehen können?“

„Aber ich bitte Dich, Karoline, laß uns abbrechen! Ich schwöre es Dir bei allen Heiligen des Theaters, bei Thalia, Melpomene und Terpsichore, daß mir diese Ella gleichgültig ist — gerade so wie — diese Choristin.“ Ich zeigte auf das Geratewohl auf die erste Beste aus dem Chore, die uns beim Vorübergehen begrüßte.

Nun war ich vom Regen in die Traufe gekommen, es war Fräulein Cäcilie, unsere schönste Blondine vom Chor, eine wahre Venus!

Karoline warf mir einen vernichtenden Blick zu, die arme Cäcilie wich scheu zurück. Umsonst war mein Bemühen, Karoline wieder umzustimmen; sie blieb Tage lang einsilbig und schroff. Ach, es sollte noch ärger kommen, die Generalprobe des unglückseligen „Sommernachtstraumes" schlug gar dem Faß den Boden aus.

V.

Wer je unten im Parterre als Begünstigter eines Theatergewalthabers eine Generalprobe im Kostüm sich angesehen, hat trotzdem keine blasse Idee davon, welcher Aufwand von Mühe, Plage, Studium, Menschenwitz und Kraft dazu gehört, ein Werk überhaupt oder gar eine Schöpfung wie Shakespeares Sommernachtstraum in Begleitung von Mendelssohns herrlicher Sphären-Musik, mit so schwieriger mise-en-scène bis zum endlichen „Klappen" zu bringen. Die Generalprobe wirkt ja beinahe auf den Zuschauer wie eine erste Vorstellung, wenn, wie gesagt, Alles „klappt". Und ich zitterte, daß nicht Alles „klappen" werde, heute am Tage der Generalprobe. Die Rüpelszenen gingen noch am besten, aber Ballet und Chor ließen viel an Präcision zu wünschen übrig, die Ensemble-Szenen sind eben überaus schwierig. Ich war in beständiger Angst und saß schon aufgeregt um fünf Uhr im Theater, um sieben Uhr erst begann bei geschlossenem Hause die Abendprobe im Kostüm.

Heute am entscheidenden Tage, nachdem wir uns

Alle, von mir angefangen bis zum letzten Lampenputzer, mit zwölf Proben redlich geplagt hatten, führte Direktor Hildebrand das große Wort. Er hatte einen hochweisen Rat, das Theater-Comité, Dr. Sieber an der Spitze, geladen und zeigte sich nun den staunenden Vätern der Stadt als „höherer Direktor". Er schrie, was das Zeug hielt, er wetterte, wo es gar nicht notwendig war, er kommandierte hin und her, kurz er machte so viel und so unnötigen Lärm, daß er das gesammte Personal konfus machte. Wie ein Springteufel war er bald im Parterre, bald auf der Bühne, bald im Orchester. Der Schweiß tropfte von seiner Stirn und der hochweise Rat staunte ob eines solchen Fleißes, solches hingebenden Eifers. Nur das Haupt der Stadt schüttelte den Kopf, er kannte seinen Pappenheimer. —

Die Probe sollte eben beginnen, schon sollte das Glockenzeichen zum Anfang der Ouvertüre gegeben werden, Kapellmeister Grothow saß auf seinem Stuhl und kokettierte bereits mit Frau Schenkel-Donnersberg, die ausnahmsweise heute in einer Loge ersten Ranges saß, während ihr Herr Gemahl, der neben ihr sich breit machte, mit Fräulein Glienike liebäugelte, da nahte sich eiligen Schrittes Meister Haziczek dem Direktor. Meister Haziczek war Böhme und Garderobier, Vorstand der Damen-Abteilung, man nannte ihn kurz, weil das böhmische Idiom unseren Zungen ungewohnt war, Hazi.

„Fragen Sie Hazi, was er will," schrie mir der Direktor zu.

„Mamsell Träger will sprechen Direktor augenblickliche, schleunige, geschwindige."

„Warum?“

„Mamsell schnippige schimpft über Kostüme ihrige, ist bissele zu kurz, schlapperment, saget sie. To je tak.“

„Ist die Träger verrückt geworden?“ rief erstaunt Hildebrand. „Lieber Doktor! (er wandte sich zu mir) gehen Sie sofort zu ihr und machen Sie der Dame den Standpunkt klar! Potz Mäusle, wenn solche Personen noch an überflüssiger Prüderie leiden! Das fehlte mir noch. Ein Theater ist doch kein Kloster!“

Ich eilte in die Garderobe Nummer vier.

Schon unter der Thüre kam mir Ella entgegen:

„Ach, liebster Doktor, was zu viel ist, ist zu viel. Ich bin nicht mehr das schlanke Ding von siebzehn Jahren. Man bekommt mit der Zeit stärkere Formen. So leid es mir auch thut und so viel ich auch schnüre, da sehen Sie her, wie ich aussehe.“

Und sie führte mich lachend vor ihren Stehspiegel. Ich war starr vor Entzücken. Sie sah zwar etwas stark dekolletiert, aber geradezu wunderbar bestrickend aus.

Ihr blonder Tituskopf, ihre weißen Schultern, der leise hervorquellende Busen unter einer weißatlassenen, sehr kurzen Toga, die fest an den Formen lag und, um die Taille mit einer goldenen Schnur geschlossen, die prächtig geformte Hüfte hervortreten ließ, weiters die etwas starken, aber edelgeschwungenen Beine, der kleine in Sandalen steckende Fuß, der nackte rundliche Arm mit dem Lilienstengel, der frei bis unter der Achselhöhle aus der Toga hervorschaute, dies Alles bot ein Schauspiel für Götter. In meiner Bewunderung ihrer Reize merkte ich gar nicht, daß nicht das „Indecente“ ihres

Kostümes, sondern ein anderer Grund ihr dasselbe unangenehm machte.

„Ja, von der Vorderseite aus gefalle ich mir selbst, ich sehe ganz passabel aus, aber von rückwärts.“

Dabei sah sie in ihren kleinen Spiegel und stand mit dem Rücken gegen den großen Stehspiegel. Ja, da sah es etwas zu stark aus.

„Habe ich recht, lieber Doktor? Es ist zu stark, mein Gott, ich kann nichts dafür, ich bin 'mal so. Ich kann so nicht hinausgehen. Nein, es geht nicht.“

Ich prüfte mit kritischem Auge. In diesem Momente ging die Thür auf, und Karoline stand wutentbrannt neben mir. Welch eine Situation!

„Was wollen Sie, Fräulein Lehmann?“ frug die Träger kurz. „Ich habe keine Zeit zu Gesprächen.“

„Ich wollte Sie nur in Ihrem neuen Kostüm bewundern. Allerliebst! Besonders für die erste Bank.“

Mir wurde ganz unheimlich bei diesen Lobeserhebungen.

„O, ich bitte, liebe Karoline, lassen Sie alle Komplimente, sie kommen ja doch nicht vom Herzen! Unter uns, Sie brauchen sich wahrlich nicht zu fürchten, daß dem Herrn Doktor vielleicht bei mir Fallen gelegt werden. Geschäfte, nichts als Geschäfte.“

„Was sollen diese Reden, Fräulein Träger? Ich verstehe Sie ganz und gar nicht.“

„Erinnern Sie sich nur, was Sie zu Frau Schenkel-Donnersberg und der kleinen Glienike gesagt haben. So ist es mir wiedererzählt worden. O ich lege Niemand Fallen. Doktor, habe ich Ihnen je Fallen

gelegt? Also, ich verbitte mir ein für allemal solche schnippische Reden."

„Ich bin nicht hierher gekommen, um Ihnen auf Ihre Alfanzereien Rede und Antwort zu stehen. Ich muß mit Dr. Münster sprechen," stammelte vor Wut, kaum der Rede mächtig, Karoline.

„Der Doktor hat keine Zeit," rief übermütig die Träger, und puderte mit einer Quaste bald den rechten bald den linken Arm, „er muß offiziell mein Ensemble prüfen. Wir haben nicht eine Minute für Sie, meine Beste. Also, Doktorchen," wandte sich Ella, Karoline den Rücken mit Ostentation zuwendend, zu mir, „was soll hier geschehen? Besonders wenn ich mich bücke oder schnell drehe, sieht man zu viel. Sehen Sie — nicht wahr?"

„Hazi," rief ich, wie von einem himmlischen Lichtstrahl erleuchtet, „geben Sie Fräulein Träger einen kurzen weißen Flormantel."

„Nein, nur keinen Mantel, das verdirbt mir die Vorderseite. Um Gotteswillen! Das zweite Zeichen! Ich spiele schon so." Und pardautz, riß sie die Thüre auf und entfloh pfeilschnell aus der Garderobe.

Ich wollte mich nun ebenfalls als gewiegter Diplomat schnell und stumm aus dem Staube machen, aber Karoline nahm mich halb im Scherze, halb im blutigen Ernste bei dem Ohrläppchen.

„Warte, scheinheiliger Bösewicht! Solche Ensembleprüfungen wären also nach Deinem Geschmack! Aber vor aller Welt werde ich meine Rechte dokumentieren. Und wehe einer Jeden, die mir dann Sottisen, wie

diese freche Träger, sagt. Diese Seiltänzerin, die sich früher mit ihrer Prüderie breit machte! Diese Circusdame! Diese Metze!"

„Aber ich bitte Dich, Karoline, mäßige Dich!"

„Ich könnte diesen Affen erwürgen!"

„Komm', man fängt an. Die Ouvertüre."

Da ich auf der Bühne heute, wo Hildebrand das Szepter führte, nichts zu thun hatte, so mußte ich notgedrungen Karolinen in ihre Loge folgen, wo ich mich im Hintergrunde niederließ. Nicht lange litt es aber Karoline, mich hinter sich versteckt zu wissen, bald zeigte sie mir auf der Bühne dies oder jenes, bald standen die Elfen schlecht im Halbkreis, bald lag Titania nicht malerisch genug in der von elketrischem Lichte beleuchteten Laube, bald hüpfte Puk, die so reizend aussah, daß sogar die wütende Karoline einmal beifällig lächelte, nicht schnell genug ab, und so wußte sie jeden Augenblick mich aus meinem Verstecke zu locken.

„Da sieh nur, wie Deine Ella mit Oberon spricht. So komm doch her! Warum versteckst Du Dich denn?"

Ich mußte mich völlig aus der Loge legen, um Ella zu sehen. Dies wollte eben Karoline.

„Sie muß ja auf Oberons Platz stehen und Oberon auf dem ihrigen, gleich nach dem Aktschlusse will ich es ihr sagen," rief ich.

„Du wirst hier bleiben und mir Gesellschaft leisten. Hildebrand leitet die Generalprobe und der soll es ihr auch mitteilen. Mich hier allein lassen zu wollen, welche Idee! Da sieh, der Polizei-Präsident Baron Opferdingen, lauert schon vis-à-vis in seiner Loge, um mich

mit seinen Fadaisen zu überfallen. Du darfst nicht von meiner Seite weichen."

„Aber, Karoline, Du bist unausstehlich mit Deiner ewigen Eifersucht!" —

„Sei still!"

Der prächtige Hochzeitsmarsch Mendelssohns rauschte durch den Saal, weihevoll, majestätisch in seiner Klangwirkung. Großer Applaus! Der Vorhang fiel. Die Probe war aus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch die Vorstellung ging im ganzen vortrefflich, Hildebrand war so gütig, einen großen Teil des Erfolges mir zuzuschreiben, ich stieg sehr in der Achtung des Personals, und besonders das Theater-Comité überhäufte mich mit Lobeserhebungen und Einladungen.

„Sehen Sie, lieber Münster, Sie weißer Rabe unter den Dramaturgen Germaniens, Ihre Solidität ist's, die mir am meisten an Ihnen gefällt. Sie haben sonst wohl noch viele treffliche Eigenschaften, aber bei solchen Verlockungen, wie sie mein Theater und meine ausgewählte Schönheitsgallerie bietet, so zu bleiben wie Sie! das ist staunenswert, das ist pyramidal. Potz Mäusle!"

Also sprach Hildebrand, mein Chef, nach der ersten Aufführung des Sommernachtstraumes.

„Glauben Sie, ich habe keine Augen im Kopfe und sehe nicht die Blicke der „buckligen Vestalin?" unter uns, ein scheinheiliges Frauenzimmerchen! und der blonden Ella? Ein paar Prachtexemplare! und

wenn ich nicht am Sprunge stünde, zu heiraten — na, Milla, meine Braut, behauptet, Sie müssen eine heimliche Liebe, so etwas Sentimentales im Herzen herumtragen, sonst begreife sie Ihre Zurückhaltung auch nicht."

„Zu gütig! Aber es ist Alles Täuschung, lieber Direktor! ich bin gar nicht besser, als alle übrigen Männer. Ich meide nur den Eklat. Bin diskret."

„Ein Jesuit also! Ah, potz Mäusle! Da seh' man einmal! So, so!"

„Ich bestrebe mich, ein Gentleman zu sein, Herr Direktor!"

„Sehr gut! Ich habe nichts dagegen, im Gegenteil, Sie haben meine höchste Achtung erworben. Apropos, lieber Münster, mir liegt etwas schwer auf dem Herzen! In acht Tagen ist, wie Sie wissen werden, meine Hochzeit — soll brillant werden, potz Mäusle! Wie wäre es da mit einer kleinen Ueberraschung, nicht für mich, Gott behüte und bewahre, sondern für meine Engelsbraut! So eine niedliche, in roten Sammt gebundene Glückwunschadresse vom Personal, oder gar etwas Silbernes, Goldenes! Nein, Goldenes kann man bei diesen schweren Zeiten nicht verlangen! Aber so ein vergoldetes Lorbeerkränzchen, Sie verstehen —"

„Ganz recht!"

„Ihnen braucht man ja nur einen Fingerzeig zu geben, einem solchen Geist, einem solchen Gelehrten, einem solchen modernen Lessing."

„Sie meinen, lieber Direktor, wenn ich Sie recht verstehe, ich soll quasi den Anstoß zu der ganzen Geschichte geben?"

„Ja, ja, so ist es! Den sogenannten Impuls!"

„Mit Vergnügen!"

„Aber machen Sie es nur recht schlau und fein! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es mir außerdem recht angenehm wäre, wenn Sie, Doktorchen auch ein paar kleine Artikelchen losließen, in den Berliner und Wiener Theater-Zeitungen natürlich, Reklame regiert die Welt! Ohne Reklame nichts wie Blame! Also, Wort halten, Doktorchen!"

„Mit größter Bereitwilligkeit!"

„Ich wußte es ja, Sie sind ein Goldmensch, ein Juwel, ein Ideal von einem Theatermenschen! Aber Herrgott von Mannheim, lustig wollen wir an meinem Hochzeitstage sein! Kreuzfidel! Lustig wie eigentlich auf dieser gottesjämmerlichen Welt nur Komödianten sein können! Potz Mäusle!"

Als er sich dann anschickte, fortzugehen, sagte er so en passant:

„Haben Sie dem Gimmerschen Ehepaar den Gastspielkontrakt geschickt?"

„Ja, schon gestern!"

„Sie kommen gerade einen Tag nach meiner Hochzeit an, wie Schade! Sie hätten an der Hochzeitstafel Effekt gemacht! Solche illustre Künstler! Na meinetwegen, wir sind auch nicht gerade auf der Heerstraße Thaliens aufgelesen! Adieu! Vergessen Sie um Gotteswillen das „Silberne" nicht! Einen Kranz oder ein Pokälchen! Ein Pokal ist mir lieber. Bleiben wir beim großen Pokal, mit „Inschrift" natürlich. Aber vergoldet! Hören Sie, Doktorchen! Versteht sich, nur wenn es

der Wunsch der Majorität ist. Ich nehme schließlich alles! Auch silberne Leuchter. Verstehen Sie, Münsterchen? Nochmals allen Dank im voraus! — Auch ein Service wäre nicht übel!"

Zwei Tage nach dieser Unterredung erhielt ich unter meiner Adresse den „Gegenkontrakt" vom Gimmerschen Ehepaar zurückgesendet; die Adresse war von der Hand Amelies mit ihrer herrlichen Perlschrift geschrieben und trug folgende Zeilen:

„Lieber alter treuer Freund Heinrich! Es ist doch Alles vergessen und vergeben? Nicht wahr, Heinrich? Wie sehr freue ich mich, Dich in Deinem neuen Wirkungskreise zu sehen. Ich sagte es ja immer, Du bist für die Leitung eines Theaters geboren, mit Deinen Kenntnissen, Deiner Vorliebe für die Bretter! In aller Freundschaft Amelie!"

— — — — — — — — — — — — —

Ich schaute wie gebannt auf diese Schriftzüge! O dieses Weib, welch eine magische unfaßliche Gewalt hatte sie auch von der Ferne über mich! Eine zauberhafte unerklärbare Gewalt!

Alles war auf einmal aus meiner Erinnerung hinweggewischt, was sie mir einst Böses, Schlechtes gethan! Dieses Weib, ich fühlte es mit banger Furcht, liebte ich noch, es war eine unauslöschliche Liebe, ein ewig loderndes Feuer, das kein noch so kalter Strahl der Enttäuschung, des Leidens vernichten konnte! Unter der Asche glomm diese Liebe immer und immer, wenn auch still weiter, bis sie urplötzlich hell aufflackerte in alter verzehrender Glut! Ein paar Zeilen, von ihrer Hand

aufs Papier geworfen, genügten, meinen vermeinten tödlichen Haß zu bannen, alle meine guten Vorsätze über den Haufen zu werfen.

Und sie war das Weib eines Andern!

Verloren für mich! Und dennoch — ein wollüstiger Schauer durchrieselte mich, sie nun wieder zu sehen, ihre Hand zu drücken, ihren süßen Atem zu spüren, sie lebend neben mir zu wissen! O die Liebe, dieses ewige Rätsel! Süß und schmerzvoll zugleich, fühlte ich die Pfeile des kleinen griechischen Götterknaben.

VI.

Seit ich den Brief Amelies, nach langer Zeit ein erstes Lebenszeichen, erhalten, ging ich wie verstört umher, ich wurde einsilbig und alle meine gute Laune war verschwunden, Karoline schüttelte den Kopf und munkelte, ich verberge ihr etwas. O sie hatte gar scharfe, in die Tiefe dringende Augen! Die Augen der Liebe und der Eifersucht!

Aber die Vorbereitungen, Beratungen, Versammlungen aus Anlaß des Hochzeitsfestes Hildebrands ließen uns alle gar nicht zum rechten und ernsten Nachdenken kommen. Was gab es da für Besprechungen und Sitzungen! Daher kam es auch, daß ich weniger, als es sonst geschehen wäre, beobachtet und befragt wurde.

In einer längeren Rede nach einer Probe auf dem Theater, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde, hatte ich das weibliche und männliche Personal zu Gunsten unseres Direktors haranguiert und besonders den zwar etwas banalen, aber hier wirksamen Satz hervorgehoben:

„Wer seinen Chef bei solcher Gelegenheit ehrt, ehrt eigentlich sich selbst und seinen eigenen Stand!"

Uebrigens war die Sache nicht so schwer, es ging Alles wie an einem Schnürchen! Hildebrand war eigentlich gar nicht unbeliebt und das leichtlebige Komödiantenvölkchen ist immer zu Tanz und Spiel aufgelegt. „Panem et circenses" ist sein Wahlspruch.

Es wurde ein Comité für das eigentliche Fest gewählt, Brandenburg, Schluders, die beiden Regisseure und ich bildeten die Exekutive, außerdem stand uns ein Damenausschuß, bestehend aus Frau Schenkel-Donnersberg, Fräulein Lehmann und Fräulein Träger zur Seite. Eine merkwürdige Trias!

Schon im voraus schwante mir Schreckliches in Bezug auf die aus so heterogenen Elementen bestehende Damengesellschaft! Ach, es kam ärger als ich voraussetzte; der Keim der Zwietracht war ja schon längst ausgesät und ich sollte zu guter Letzt noch die Zeche bezahlen!

Ich Aermster aller Sterblichen, ich war zwischen zwei, eigentlich zwischen drei Feuer geraten! Die Festlichkeiten boten mir aber Gelegenheit, mich zu zerstreuen, aus unseren Sitzungen wurden kleine Gelage, ich trank viel mehr Sekt als ich je gewohnt war! Betäubung war meine Parole! Dabei stieg ich in der Gunst meines Chefs von Tag zu Tag, Hildebrand war ganz gerührt durch meine fieberhafte Thätigkeit, die mir doch Bedürfnis, Labsal war — denn ich wollte vergessen — Alles vergessen! —

Vergebens! Ich fühlte, daß eine Katastrophe in meinem Lebensschicksal mit Riesenschritten heranziehe, die

unabwendbar sei! Ein dumpfes unheimliches Gefühl bedrückte mich, drum war mir es ein Geschenk des Himmels, eine beliebige Sache mit nervöser Hast und Eile, mit Aufgebot meiner Kräfte zu fördern! Besonders die Proben gaben mir viel Beschäftigung. In erster Linie aber das Hochzeitsfest. Das erste Hotel der großen Stadt mit seinen Sälen war ausersehen, den Festschauplatz zu bilden. Fräulein Träger hatte die Ehre, ein langes Gedicht von mir zu memorieren, welches ich bei der Ueberreichung des silbernen Pokals mit eingravierter Widmung sprechen ließ. Karoline zuckte zwar die Achseln und meinte, sie hätte dies gerade so gut als die „Träger" machen können, aber da sie beim nachfolgenden Festkonzerte die erste Arie der Königin der Nacht sang (das Program stellte ich allein fest), so war sie endlich befriedigt. Frau Schenkel-Donnersberg, unsere Wagner-Sängerin und Kraftweib, welche ein Wiegenlied programmmäßig zu singen hatte, zu dem natürlich ihr Kapellmeister Text und Musik lieferte, war nicht gänzlich mit meinen Festkonzertplänen einverstanden. Sie beschloß, wie ich später erfuhr, im geheimen Fräulein Lehmann zu übertrumpfen und die Arie aus Oberon: „Ocean du Ungeheuer" unter Begleitung ihres Grothow noch zum Besten zu geben. . .

Was sie auch später redlich gethan und derart geschrien und losgelegt hat, daß sie andern Tags total heiser gewesen! Herr Schenkel mußte alle Mittel der Homöopathie aufbieten, um seine Gattin zu kurieren, was ihm natürlich, nachdem er um Kapellmeister Grothow geschickt, endlich gelang.

Am Vorabend des Festes — man gab im Theater eine langweilige Komödie, die ich nicht ausstehen konnte, den Titel vergaß ich — saß ich zu Hause bequem in den Schlafrock gehüllt, in der Nähe des Kamins. Es war Dezember und sehr kalt, draußen schneite es gottesjämmerlich, als mir mein Diener eine Dame meldete, die mich zu sprechen wünschte. Es war Karoline! Sie hatte noch nie meine Schwelle betreten und ich erschrak, denn ich glaubte, nur etwas Außerordentliches führe sie zu mir. Ganz beängstigt ging ich ihr entgegen, doch sie lachte mir ins Gesicht, bat mich, ihr doch den nassen Pelz abzunehmen und Thee machen zu lassen. Sie wolle heute bei mir zur Abwechselung Thee trinken! vor allem aber meine Wohnung betrachten. Sofort fiel sie wie ein schnell sich tummelndes Wichtelmännchen über meine Möbel, Bilder und Waffen, über alle meine Nippessachen her, mein Schreibtisch mit seinen vielen Kleinigkeiten, Andenken 2c. interessierte sie am meisten. Sie ließ sich auf meinen Arbeitsfauteuil nieder und rief, die Hände zusammenschlagend:

„Was Du für eine Menge kleiner Bilder auf Deinem Schreibtisch hast! Lauter Photographien von Damen! Und wo bin ich, Elender? Ich bin ja nicht da; als wenn ich überhaupt gar nicht vorhanden wäre! Ich sehe mich nicht! Das ist Deine Liebe!“

„O,“ erwiederte ich, „sieh nur genauer hin! Hier ist ja Deine gemalte Photographie im schwarzen Ebenholzrahmen!“

„Warum aber so abseits gestellt?“

„Weil, wenn Du auf dem Ehrenplatze ständest,

und von Jedermann gesehen würdest, die Leute ihre Glossen machten! Du weißt ja, daß ich dies vor Allem vermeiden will.“

In der Mitte meines Schreibtisches war das Bild Amelies (eine große Photographie und ebenfalls übermalt) aufgestellt, ein kleiner welker Lorbeerkranz hing über dem dunklen geschnitzten Holzrahmen.

Nun erst fiel der Blick Karolinens auf dieses Bild!

„Die Gimmer! Natürlich! Als Altarbild in der Mitte. Die Mater dolorosa!“

Und Karoline versank in ein langes unglückverheißendes Stillschweigen. Ich störte sie nicht. Aber im Stillen verglich ich das Bild mit seinen vergeistigten Zügen mit dem frischen Vollgesichte Karolinens und ihren schwellenden Korallenlippen.

Da läutete es heftig.

Der Diener tritt herein und meldet: „Fräulein Träger.“

Ich war so bestürzt, als ich diesen Namen aus dem Munde meines einfältigen Sancho Pansa hörte, daß ich ganz blaß wurde.

„Da geht es ja gerade wie in einem Taubenschlage zu. Was will denn das schöne Fräulein Träger? Ich will es augenblicklich wissen! Die Circus-Ella besucht Dich! Und wahrscheinlich öfters! O es wird nicht das erste Mal sein.“

„Du irrst! ich schwöre Dir, daß weder Ella noch irgend eine andere Künstlerin bisher noch meine Schwelle

betreten hat. Ich kann gar nicht begreifen, was sie herführt."

Schon wollte ich meinem Diener einen Wink geben, sie eintreten zu lassen, als Karoline aufstand. —

„Und an mich denkst Du gar nicht? was wird sie sagen? Doch einerlei! Einmal muß sie es und alle Welt doch erfahren! Herein mit ihr, ich bitte darum."

Fräulein Träger trat zögernd ein, ebenfalls im nassen Pelzmantel, und ich hatte doch ein schönes Vorzimmer zum Aufbewahren der Ueberkleider! Aber ich mußte ja den herrlichen Zobelmantel bewundern! Blauer Samt mit Pelzbesatz und ähnlicher Muff. Sie war beinahe gar nicht überrascht, Karoline hier zu sehen. Sie käme in einer dringenden Angelegenheit betreffs des Festes, wahrscheinlich würde auch Fräulein Lehmann noch in ihrer Eigenschaft als Comitémitglied hierher zur Beratung kommen, so sagte letztere wenigstens vor einigen Stunden zu ihr.

„Mit Schluders und Brandenburg kann man gar nicht zu Hause verkehren," rief sie mit Emphase, „ihre häßlichen, alten Weiber sind zu eifersüchtig, ich wäre sonst mit nichten in Ihr keusches Heim gedrungen!"

Und nun kramte sie eine Menge künstlicher Blumen und Bänder aus, die als Festabzeichen morgen Abend dienen sollten, und fragte, welches Muster sie eigentlich bestellen sollte. Auch Karoline mischte sich in die Debatte, es war ganz amüsant, und die Damen vertrugen sich wunderbarer Weise recht gut miteinander.

Nach einer Weile war diese wichtige Angelegenheit geschlichtet, beide Damen verließen, nachdem sie mein

Thegeebäck vortrefflich fanden, ceremoniös, aber einträchtig zu meinem größten Erstaunen, meine Appartements. Auf dem Wege nach der Wohnung Fräulein Lehmanns wurde aber mein „Leid" weiter gesponnen, doch hörte ich die Schreckensmähr erst andern Tags, anfangs nur leise, andeutungsweise, beim Feste aber leider nur zu laut.

Karoline hatte Wort gehalten. Als sie nämlich, bei ihrem Hause angelangt, sich von Ella verabschiedete, die etwas weiter, aber in derselben Straße wohnte, sagte sie: „Uebrigens, liebes Fräulein, mache ich aus meinen Beziehungen zu Doktor Münster gar kein Geheimnis mehr, er ist mein Bräutigam! —

Ich wurde also, ohne daß ich eine Silbe davon wußte, zwei Tage vor der Ankunft Amelies zum Bräutigam in optima forma proklamiert.

Zischelten schon alle Choristinnen und Garderobieren am Tage bei meinem Anblick im Büreau oder auf der Bühne, in den Gängen des weitläufigen Theatergebäudes, so war es Abends im Theater noch ärger, man gratulierte mir, ich wußte nicht weshalb; der Anordnungen zum Feste wegen, die ich glücklich zu Ende geführt, oder zu etwas Anderem? Ich frug, ich lächelte — man zuckte ebenfalls lächelnd die Achseln. Da stoße ich hinter den Koulissen auf die Träger, welche mich mit einem bei ihr ganz ungewohnten ernsten Gesicht empfängt.

„Also ist es denn wahr, was mir die Lehmann sagte? Sie haben sich mit ihr im Stillen verlobt!"

Ich war perplex! Endlich ermannte ich mich und antwortete:

„Ein schlechter Scherz von ihr, glauben Sie nicht daran. Ich denke nicht im mindesten ans Heiraten!“

„Ein Scherz! Warum wollen Sie es leugnen, liebster Doktor? Das ist nicht schön von Ihnen. Haben Sie noch nicht den Mut gefunden, es mir frank und frei einzugestehen? Freilich soll die Lehmann schon einmal Braut gewesen sein. Na, meine Wahl wäre sie auch nicht. Doch eines bleibt wahr, sie ist sehr schön, die „bucklige Vestalin.“

„Ich sage Ihnen hiermit nochmals, daß sich Fräulein Lehmann einen Scherz mit Ihnen gemacht hat. Sie dürfen mir Glauben schenken. Ich bin nicht ihr Bräutigam.“ Und mit diesen, im Ernste gesprochenen Worten ließ ich die verblüffte Ella hinter den Koulissen stehen, sie war so perplex, daß sie beinahe ihr Stichwort überhörte und, was ihr nie geschah, zu spät auf die Bühne kam.

— — — — — — — — — — — — — —

Im „Grand Hotel de Pologne“ ging es um Mitternacht desselben Tages äußerst flott her.

Wer durch den Hof in den großen Speisesaal mit vergoldetem Getäfel einen Blick warf, sah nichts als ballmäßig gekleidete Herren, meistens glattrasierte feiste Gesichter, wundervolle Frauen mit weißen Schultern, etwas theatralisch elegant aufgeputzt, aber doch von erlesenem Geschmack, so weit es eben die Mittel erlaubten. Alles in weißem oder blauem Atlas, dem damaligen Modestoff. Weiß überwog. Als hätten sich die weiblichen Mitglieder unserer Bühne das Wort gegeben, waren sie alle in der lichten Farbe der Unschuld

und der Lilie gekleidet. Die älteren Damen trugen allein die blauen Roben. Direktor Hildebrand schwamm in einem Meer von Wonne und Fräulein Milla Prükner, die Braut, jetzt Frau Hildebrand, drückte mir unter Thränen der Rührung die Hand. Sie war sehr bleich und mir kam immer so vor, als bereute sie heute schon das eine kleine einsilbige Wort, das sie beim Altare in der Domkirche gesprochen. Der Direktor war nicht so feierlich gestimmt, er war im Gegenteil überaus lustig. Der witzige Bassist, den ich schon von der ersten Probe her kannte, meinte im Gespräche: „Potz Mäusle! er heiratet bereits zum drittenmale, er hat die Geschichte schon in der Uebung, sie greift ihn gar nicht mehr an! Mein Gott, Uebung macht den Meister.“

Nach dem Festkonzerte, das glänzend ausgefallen war und an dem sich auch nachträglich die Mitglieder des zweiten Theaters hiesiger Stadt, der Vaudevillebühne, beteiligt hatten, setzte man sich zu Tische. Ich saß links neben der Braut, rechts der Direktor, Bürgermeister und Rat waren nicht vertreten, sie wurden zwar eingeladen, erschienen aber nicht. Auch die Presse war nicht vertreten. Wir waren also ganz unter uns. Der silberne, aber vergoldete Pokal stand vor dem freudestrahlenden Direktor, gefüllt (mit dem edelsten Falerner, hätte ich bald gesagt,) mit der besten Liebfrauenmilch-Auslese.

Nun kam der wichtigste Moment des Abends heran. Hildebrand, der gern und gar nicht schlecht sprach, wollte reden, aber heute ging es nicht gut von Statten, entweder hatte er schon des edlen Rheinweins zu

viel geschluckt, oder war es die Rührung, er stotterte öfters:

„Teure Freunde, verehrte Damen, Kollegen, meine Kinder. Erst jetzt komme ich dazu, meine tiefe Rührung bemeistern zu können und Euch Allen zu danken. Die zahllosen Beweise höchster Anhänglichkeit und Liebe meines Personals haben mich zu Thränen gerührt. Dieser Pokal, den ich jetzt erhebe, gefüllt mit dem Nasse der Reben, wie der Dichter sagt, den Ihre mir unvergeßlich bleibende Liebe, mich tief überraschend, (hier mußte ich leider husten) heute an diesem Festtage mir zum Geschenke darbrachte, diesen Pokal nun, ich trinke ihn aus auf das Wohlergehen deutscher Kunst, auf das Wohlergehen meiner mir unvergeßlichen Mitglieder. Sie leben hoch!“

Tusch! Das Theaterorchester, das heißt die Posaunisten bliesen einen Blechtusch, daß die Mauern von Jericho noch einmal dabei eingefallen wären, Alles umarmte sich, man küßte sich sogar, Todfeinde gingen aufeinander los und tranken Smollis.

Grothow und Schenkel küßten sich.

Die Träger küßte Karolinen und dutzte sie.

Der Direktor umarmte Schluders, den er sonst immer einen alten Esel nannte und schon längst wegschicken wollte.

Unsere komische Alte küßte, aus Ermangelung eines besseren, den alten stocktauben Souffleur. Der Theaterdiener, der an der Thüre Posto gefaßt, umarmte die alte Mama Millas, die gerade draußen etwas zu thun hatte. Es war ein Zustand hereingebrochen, als wenn

die ganze Gesellschaft den Veitstanz hätte, oder von der Tarantel gestochen sei.

Da klopfte der Direktor plötzlich mit dem Messer an sein leeres Glas. Er wollte noch einmal reden. Ich ahnte sogleich, was da kommen sollte, und wollte mich aus dem Staube machen, da sagte die schöne Frau Milla Hildebrand leise zu mir: „Lieber Freund, bleiben Sie mir zu Gefallen sitzen. Ich bitte Sie darum.“ Was sollte ich thun? Ich blieb. Die Gesellschaft erhob sich, um den neuen „Speech“ stehend anzuhören, überhaupt wollte Niemand mehr sitzen. Hildebrand hub an:

„Erlauben Sie, verehrte Kollegen und Kolleginnen, daß ich nun noch eine zweite Dankespflicht erfülle und, hier an dieser Stelle dem unermüdlichen Festcomité meine tiefgefühlteste Anerkennung ausdrücke. Vor Allem aber unserem neuen Kollegen, unserem vielgeliebten und berühmten Doktor. Münster, der so schnell die Gunst des Publikums durch seine Leistungen als Dramaturg, wie auch meine und die Liebe und Achtung des gesammten Theaterpersonals erwarb. Potz Mäusle! ich glaube keine Indiskretion zu begehen, wenn ich dieses Glas auf sein Wohl — und auf das Wohl — seiner Braut erhebe. Hoch lebe Doktor Münster und Fräulein Lehmann! Hoch!“

Hoch! Hoch! Tusch! Hoch! Vivat!

Es entstand ein wahrer Höllenlärm.

Ich sah mich, wie von einem Wirbelwind gefaßt plötzlich an der Seite Karolinens, die selbst blaß und verwirrt zurückwich und alle Gratulationen ablehnen

wollte. Es nützte nichts. Umringt von einer trunkenen bachantischen Menge, wurde ich nun offiziell zum Bräutigam gestempelt. Und alles dies, weil Karoline eine dunkle Vorahnung kommender Trennung hatte! Eine unedle Rache!

So nahm dieser Festabend für mich ein Ende mit Schrecken, alle meine Proteste waren umsonst; ich entfernte mich sogleich, wütend ging ich nach Hause und schloß kein Auge vor Zorn und Aufregung.

VII.

Es vergingen einige Tage.

Amelie war angekommen. Sie wohnte mit ihrem Manne im „Hotel de Pologne.“ Das Theaterbureau hatte sie, soviel ich wußte, noch nicht besucht.

Direktor Hildebrand war auf seiner Hochzeitsreise begriffen und ich mußte ihn daher vertreten und sie empfangen. Ich zitterte aus hunderterlei Gründen vor dieser Zusammenkunft.

Ich war beinahe keine Viertelstunde allein in meinem Bureau. Karoline war immer um mich, sie hatte jede Stunde eine andere Ausflucht, herunterzukommen. Daß sie im Theatergebäude wohnte, erleichterte noch wesentlich ihre Beaufsichtigung meiner Schritte und Handlungen.

Es war offenbar, sie mißtraute mir. Das Merkwürdigste in meiner damaligen Lage war aber die gänzliche Stumpfheit, in der ich mich befand, mir war

selbst die aufgedrungene Bräutigamschaft, diese Farce, gar nicht so unangenehm, ich widersprach und protestierte nicht mehr, kurz, ich ließ Alles ruhig über mich ergehen, so daß Karoline, die noch immer einen heftigen Ausbruch meines gerechten Zornes befürchtete, mich eines Tages nach einer zärtlichen Umarmung mit den Worten besänftigte: „Ich bitte Dich, Heinrich, es geschieht nur meines Rufes halber, Du und ich sind dadurch noch nicht unauflöslich mit einander verbunden. Wir können ja zusehen und ich bin vorläufig so froh, Dich ohne Gêne sehen und sprechen zu können." Und dann kamen Thränen, süße Worte, darauf Küsse, und das Ende war Liebe und Versöhnung. Ich war von jeher ein Spielball in den Händen schöner Weiber.

Noch immer überlegte ich, wie ich Amelie entgegentreten sollte. Ruhig als Bräutigam eines gefeierten, viel schöneren Weibes und einer bedeutenden Künstlerin. Kalt und gemessen. Dies sollte vorläufig meine Rache sein. Am Abend nach der Ankunft Amelies waren die „Musketiere der Königin" von Halevy angesetzt. Karoline sang die Bertha von Simiane, ich saß mit Arbeit überhäuft um acht Uhr während der Vorstellung im Bureau, als plötzlich die Thüre aufging. Ein Schrei! Amelie lag an meinem Hals und schluchzte. O, dieses Schluchzen werde ich nicht vergessen, wenn ich auch das Alter Methusalems erreichen könnte. Es tönt mir noch immer in den Ohren und macht alle Fibern meines Inneren noch nach Jahren erzittern. Dieses unterdrückte leise Schluchzen ging wie spitze Messer in mein klopfendes Herz. Ins tiefste Herz. Es war ein qualvoll anzu-

hörendes stoßweises schreckliches Schluchzen. Amelie mußte furchtbar elend, unsäglich unglücklich sein.

„Heinrich! Heinrich!" rief sie. Mehr Worte konnte sie nicht über die Lippen bringen, die Thränenströme erstickten ihre Stimme. Aber eine ganze Tragödie lag in diesen Worten. Sanft suchte ich mich, im Innern tief erschüttert, loszumachen und ging ins Vorzimmer. Dem harrenden Bureaudiener befahl ich, Niemand vorzulassen, überhaupt meine Anwesenheit vor Jedermann zu verleugnen, dann verschloß ich die Thür und trat langsam wieder in mein Bureau.

Amelie lag auf dem Sopha und verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch. O, diese bittere Stunde! Ich habe Vieles erlebt, war in freudereichen und schmerzvollen Situationen, aber der Anblick Amelies in jener Nacht hat sich unauslöschlich in mein Herz gegraben. Ich habe später eigentlich noch viel Schrecklicheres mit ihr durchgemacht, aber alle diese Bilder haften nur noch in verschwommenen Umrissen in meinem Gedächtnis, doch die gebeugte zerschmetterte Amelie an jenem Abend sehe ich noch immer in grellen Farben vor mir. Ich erinnere mich des kleinsten Details. Sie trug eine schwarzblaue Tuchgarnitur mit Astrachan-Pelz verbrämt, auf dem Kopf eine Art Konföderhatka, ebenfalls vom selben Stoffe und mit Pelz geschmückt, welche ihr beim stürmischen Eintreten halb vom Kopfe fiel und die sie in ihrem Ungestüm gänzlich herabriß. Als ich ihr die verschnürte Jacke ausgezogen, saß sie in einem dunkelblauen Tuchkleide da, enganliegend, ohne irgend eine Verzierung, wie ein Reitkleid geschlossen, welches ihre herrlichen

Formen hervortreten ließ, um den Hals einen kleinen offenen Männer-Hemdkragen und als Brosche die Bildnisse ihrer beiden Kinder. Sie trug die Haare auf antike griechische Weise in einen Knoten hinaufgebunden, ohne jeglichen Zierrat. Ihre Hände waren mit langen grauen rehledernen Handschuhen à la „Sarah Bernhard“ bekleidet, die bis zum Ellenbogen gingen und nach Veilchen dufteten. O, ich sehe sie noch heute so vor mir. Sie, mein Ideal! Ich setzte mich tief ergriffen zu ihr und faßte die zitternde Hand und bat sie, sich zu beruhigen.

Sie weinte noch immer und antwortete nicht.

Ihr Busen hob sich krampfhaft. Dieses Auf- und Niederwogen brachte mich Armen schon außer Fassung. Und trotzdem waren es die Reize eines vierzigjährigen Weibes!

„Ich habe Alles vergeben und vergessen, Amelie, sei glücklich! Weine nicht. Du weißt, Thränen machen mich nervös. Du bist doch glücklich? Oder sollten diese Thränen — — ich will nicht hoffen —“

„Glücklich! Ich!“ schrie sie und sprang auf. „Da sieh her,“ und sie riß die Handschuhe herunter, legte den Oberarm bloß — blaue Striemen zeigten sich mir.

Ich wich entsetzt zurück.

„Dies, Heinrich,“ rief sie hohnlachend, „ist das Glück meiner Ehe. Du bist furchtbar gerächt!“

„Er mißhandelt Dich, er schlägt Dich! O!“ Erneuerter Ausbruch ihres Schluchzens, das mir die Seele zerriß.

„Er tötet mich! Mich, die Stolze, die Hehre, schlägt er! Dieser gemeine Holzklotz wagt seine plebejische

Hand aufzuheben gegen Deine „goldene Göttin“! Heinrich! O Mensch, Mensch! was habe ich Dir angethan! wie habe ich mich schwer und tief gegen Dich versündigt! Ich will Dir Alles auf den Knien liegend abbitten. Ja, ja, auf den Knien will ich vor Dir liegen, vor Dir herumrutschen will ich, nur helfe mir, schütze Deine Amelie. Ach, mein alter, guter, teurer, süßer Gold-Heini! —“

Ich kann es nicht beschreiben, welche Revolution in meinem Innern bei diesen Worten Amelies vorging, Stolz und Befriedigung, Wut und Schmerz kämpften mit einander um die Palme des Sieges.

So lag sie also vor mir, das Weib, das mich so unsäglich unglücklich gemacht, das Wesen, welches mich in Bremen bald zum Selbstmorde getrieben. Da lag sie da, die mater dolorosa — aufgelöst vor Weinen, ein bejammernswertes schwaches hinfälliges Menschendasein.

Endlich versiegten ihre Thränen, langsam zwar, aber das Schluchzen wich einzelnen Seufzern, sie wurde stiller, in langsamen Wellen hob sich ihr edel geformter Busen, ihre Fassung kehrte langsam wieder, und nun erst konnte ein regelrechtes ruhiges Gespräch zwischen uns sich entwickeln. Je ruhiger aber Amelie wurde, desto mehr schwand die Milde aus meinem Herzen, und der bitterste Groll über all das Leid, das sie mir angethan, gewann wieder die Oberhand. Sie las mir es vom Gesichte.

„Heinrich!“ rief sie, „sei mir nicht mehr böse! O, wie tief und schwer bereue ich Alles! Sieh mich an, die Gestrafte, Gezeichnete!“

„Jetzt ist es zu spät," antwortete ich mit dumpfer Stimme.

„Ich weiß, was Du sagen willst," sprach sie bebend vor sich hin.

„O Amelie! Du wirst auf dieser Welt nie glücklich werden! Nie mehr! Auch wenn Du frei wärest. Wahrlich, die Weltweisen haben nur zu recht, wenn sie behaupten, daß die Weiber durch die Veränderlichkeit ihres Wesens sich meistens selbst unglücklich machen. Durch ihre Unbeständigkeit! Durch ihre ewige Sucht nach dem Wechsel in der Leidenschaft des Herzens. Auch Du ließest Dich, und läßt Dich heute noch von Deinen Leidenschaften wie ein Schiff auf hoher See herumwerfen!"

Sie nickte mit dem Kopfe und seufzte tief.

Ich stampfte mit dem Fuße und sprang auf.

„Von einem Herrn Gimmer sich bethören zu lassen! O es ist zu köstlich, zu dramatisch! Du mit Deinem Geiste läufst einem solchen glattrasierten Buben nach!"

„Er ist mir gefolgt, gefolgt bis Norderney."

„O ich weiß zu gut, was Dich an ihn gefesselt. Sein Bischen Jugend und Schönheit. Ich war Dir zu alt. Einem Vierziger, der zu Dir paßte, warst Du nicht gewogen. Einen strammen jungen Burschen mußtest Du haben."

„O mein Gott! sprich nicht in diesem Tone weiter, wenn noch ein Funken Mitleid in Deinem sonst so edlen Herzen wohnt. Nur diesen Ton nicht!"

„Du sollst und mußt nun die nackte, wenn auch schreckliche Wahrheit hören. Warum bist Du hierher

gekommen und reißest alte längst vernarbte Wunden auf! Ja Amelie, so mußtest Du bestraft werden! Es ist des Himmels Hand, weil Du mich in den Abgrund des Elends, der Verzweiflung gestoßen. — Und Deine Zukunft? Was wird aus Dir nun an der Seite dieses elenden Menschen? Wie, Amelie! denkst Du Dir Dein Loos in zehn Jahren? Mit ihm — ohne ihn — sprich! Sprich!"

„In zehn Jahren? Wo bin ich da! Tief im Grabe. Ich habe keine Zukunft und rechne auf keine!"

„In zehn Jahren," fuhr ich fort in meinem Ingrimm und mit unerbittlichem Hohne, „bist Du eine alte Frau und Dein geliebter Woldemar erst ein Mann in den allerbesten Jahren, falls Du noch sein Weib! — O, Du schwache Seele! warum hattest, Du dies nicht bedacht als Du feige — hinter meinem Rücken —"

„Heinrich, ich bin nicht feig!"

„Ja, ja, Du bist feig. Oder flohest Du nicht feige hinter meinem Rücken? Du hattest nicht den Mut, mir offen Alles zu bekennen. Du wußtest, daß ich Dich nicht mit diesem Menschen hätte ziehen lassen, eher Dich getötet, erdrosselt hätte!"

„Vielleicht wäre es besser gewesen für mich und ihn," murmelte sie vor sich hin.

„Und nun erzähle mir Dein Unglück! Deine Heirat! Vielleicht kann ich noch helfen, raten! — Dir raten!" rief ich ergrimmt. „Einem Weibe raten! Pest allen Weibern! eine ist veränderlicher und gefühlloser

als die andere, und beständig nur die Wollust in ihnen. O, mein Herz möchte vor Grimm zerbersten! Dir raten. Folgst Du denn? Soll ich Dich denn überhaupt anhören? Vielleicht gehst Du dann hin und erzählst ihm Alles. — Nie kannte ich ein Weib von solcher Falschheit, solcher Veränderlichkeit! Du weisest mir Deine blauen Arme. Pah! Die Russinnen sehen diese Male als ein Liebeszeichen an. Vielleicht denkst Du morgen gerade so wie eine Kleinrussin. Oder vielleicht heute noch! wer kann Dich durchschauen? Geh mir weg! Vielleicht küssest Du heute noch Deinen Peiniger in brünstiger Umarmung. Geh, ihr seid alle nur zu unserm Elend auf der Welt. Ich wenigstens habe alle eure mir gebotenen Freuden mit doppeltem Leid, mit Thränen des Schmerzes bezahlen müssen! Geh! geh! fort, fort! Mir aus den Augen, falsche, heuchlerische Kreatur!“

Amelie fühlte sich tief getroffen, aber ihr Stolz bäumte sich doch auf; sie erhob sich und sprach:

„Wie Du willst. Ich gehe.“

„Bleibe,“ rief ich barsch. „Bleibe und erzähle!“

Und ich faßte sie wild bei der Hand und drückte sie aufs Sopha. Sie ließ es willenlos geschehen.

Nun erzählte sie mir ruhig all' ihr Leid und ich, der ich anfangs wütete und schäumte, wurde weich bei all' den entsetzlichen Mitteilungen und würde beinahe selbst in Thränen zerflossen sein, wenn ich mich nicht dieser Schwäche geschämt hätte.

Wie sie aber zur letzten und jüngsten Szene ihres Ehestandsdramas kam, wie er die Widerstrebende thätlich mißhandelt, wie er berauscht nach Hause kam und sie wieder zwingen wollte, Bettelbriefe an Graf Prandtstein zu schreiben, da er nie genug Geld besaß und für Spiel und Mätressen Tausende verbrauchte, da fuhr ich auf und schrie:

„Bei meinem Leben! der Schurke soll gestraft werden und müßte ich dabei zu Grunde gehen!“

„Laß ihn aus dem Spiele! ich bitte Dich, Heinrich, er ist ein Wüterich, ich fürchte für Dich. O, soll ich Dich auch noch verlieren, meine letzte Stütze! — Wenn er nur in eine Scheidung willigen würde,“ sprach sie nach einer kurzen Pause, indem sie mich auf eine merkwürdige Weise ansah.

„Nun? Will er nicht?“

„Er stellt schreckliche, unerfüllbare Bedingungen.“

„Der Elende will Geld, viel Geld; hab' ich's erraten?“

„Ja und nein. Und dann, so hohnvoll es klingt, glaube mir, Heinrich, es gibt Zeiten, wo ich dessen gewiß bin, er liebt mich dennoch! Er ist eifersüchtig. Ja, schüttele nicht Dein Haupt! Es ist so. — Er liebt mich!“ —

„Dann trage Dein Loos, Verblendete! Und ich will zusehen, auch das meine standhaft zu tragen. . . bis es zu Ende geht mit uns Beiden.“

Und nun war auch ich erschöpft, meine Spannkraft gewichen, die große Aufregung machte mich so

nervös, daß meine Füße zitterten und kraftlos sank ich auf einen Stuhl. Amelie sah stumm, die Hände auf den Knieen liegend, ins Leere hinein. Ihre Augen waren thränenleer und tiefgerötet. Als ich wieder meiner mächtig war, holte ich die Briefe Karolinens aus dem Schreibtische und übergab sie ihr.

„Lies diese Briefe und lerne Deinen schönen Woldemar in seiner ganzen Gloria kennen! Höre, Amelie!" schrie ich mit Donnerstimme, „dieser Mensch liebt Dich nicht, hat Dich nie geliebt. Aber fasse Dich und sei ruhig. Denke, daß Du morgen spielst, sammle Dich und gehe jetzt ruhig ohne Aufsehen ins Theater zurück. Auch ich will mich einer Stunde ruhiger Ueberlegung befleißigen. Vielleicht gibt es für Dich noch einen glücklichen Ausweg aus diesem Labyrinthe des Elends. Leb wohl!" Ich drückte ihre Hand. „Habe Geduld. Sei ein starkes Weib. Fasse Mut! Hoffe!" —

„Heinrich!" Sie hauchte einen süßen wollustvollen Kuß auf meine Stirn. „Herz, verzeihe mir. Ja? Gelt, Du verzeihst! Heini!"

„Ja, ich verzeihe Dir," rief ich endlich.

„O mein Heini, mein herzensguter Heini!"

Ich begleitete sie bis zum Logengang ins Theater, ging dann einige Augenblicke auf die Bühne, wo Karoline, eben auf der Szene, mir holdselig zulächelte. Wenn sie eine Ahnung von diesem Auftritt gehabt hätte! Ich ging dann gebeugten Hauptes in mein Arbeitszimmer zurück.

Andern Tages war vormittags Probe von „Romeo und Julie.“ Gimmer spielte den Romeo, die Julie gab — Amelie. Gibt es eine größere, stärkere Ironie des Schicksals? Und ich — ich leitete die Probe, mußte sie leiten, sprach zwar mit Gimmer kein überflüssiges Wort, lehnte jede Vertraulichkeit kühl ab, behandelte ihn mit einem Worte so kalt als möglich, aber immer in den Grenzen der Höflichkeit.

Ich sah schon nach den ersten Aufzügen den zweifelhaften Erfolg des Abends voraus, Julie war entzückend, Gimmer der schlechteste Romeo, den ich je gesehen. Doch es war seine Wahl, sich in dieser Rolle dem hiesigen Publikum vorzuführen. Ich dachte, er würde wenigstens, da er jedenfalls ein hübscher Mensch, Abends auf der Bühne durch seine Erscheinung blenden. Auch ein halber Erfolg in dieser Zeit der „Scheinschauspielerei“! Vergebliche Hoffnung. Es kam ärger.

Das sonst nicht strenge Publikum behandelte ihn mit ausgesuchter Kälte, keine Hand rührte sich, als er auftrat. Dagegen wurde Julie mit einem Sturm von demonstrativem Beifall begrüßt; auch ich in der Direktionsloge half wacker mit, ich saß vorne, Karoline im Hintergrunde versteckt. Meine Beifallsbezeigungen wurden mir von der verborgenen Insassin meiner Loge sehr übel genommen.

„Das ist das erste Mal, daß Du applaudierst, ich habe Dich noch nie klatschen gehört. Nicht einmal mir wurde diese hohe seltene Gunst zu Teil!“

„Du hast Recht! Ich halte das Beifallgeben von Seite der Direktionsmitglieder unpassend! Ein klatschen-

der Direktor kommt mir sehr würdelos vor. Hier aber ist ein Gast zur Stelle, den man ehren muß, eine fremde berühmte Künstlerin."

„Warum hast Du nicht auch Gimmer mit Deinem Beifall geehrt?"

„Er ist wirklich zu schlecht! Sonst hätte er auch seinen Teil bekommen!"

„Trotz der Feindschaft" —

„Auf der Bühne sehe ich nur den Künster, und hätte dieser Woldemar Gimmer gut gespielt, ich würde im selben Moment vergessen haben, was er Dir, was er mir angethan und daß er der elendeste Mensch unter der Sonne! Freilich hätte es mich starke Ueberwindung gekostet!"

„Das glaube ich, lieber Heinrich. Du hast doch ein gutes Herz. Ein zu gutes, mein Schatz!"

Brandenburg trat in die Loge, er erzählte, daß sich das Künstlerpaar auf der Bühne zankte. Gimmer sei außer sich, daß er nicht gefalle, und schimpfte wie ein Höckerweib aufs Publikum und die Direktion. Er schwur, heute zum ersten und letzten Male in diesem elenden Krämerneste gespielt zu haben.

„Lassen wir sie streiten," sagte Karoline nach dem Ende von Romeo und Julie. „Nicht wahr, Heinrich, wir wollen uns nicht zanken — im Gegenteil, wir wollen girren wie ein paar Turteltäubchen!"

Und sie sang ihre alte Melodie, entzückender denn je:

„Mit Dir vereint,
Lieblicher Freund!
Zieh ich dahin,
Lusterfüllt!“

Ach! diese süße Melodie verfehlte bei mir nie ihre magische Wirkung! Sie gemahnte mich immer an den gefangenen Tannhäuser im Hörselberg der Frau Venus.

Ich vergaß Amelie — wie er Maria und ergriff die Harfe, um den Preis der Liebe und Wollust zu singen, gleich dem bethörten Minnesänger.

VIII.

Es schlug zwei Uhr nach Mitternacht hoch vom schlanken gothischen Turme der majestätischen Domkirche, deren Spitzen und Vorsprünge, geisterhaft vom Mondlicht beschienen, erglänzten.

Ich ging halb entzückt, halb zerknirscht, nach Hause. Vom Theatergebäude nach Hause. Der Hörselberg hatte mich ausgespien! Als ich bei dem Hotel de Pologne vorüberschritt, blieb ich unwillkührlich stehen. Wie magisch gebannt vor dem Zauberschlosse, stand ich da, der Prinz im Kindermärchen, der den roten glühenden Karfunkel zu holen kam: O dieser rote glühende Karfunkel, er war der Unglücksstern meines ruhelosen Lebens!

Dort oben ruhte, wie ich dachte, an der Seite ihres Gatten mein Ideal, der Schatz, den ich verloren — für immer!

Die Maria des Tannhäusers!

Ich blieb stehen und schaute spähend hinauf. Zwei Fenster sah ich noch erleuchtet! Sollten das die ihren

sein? Die Gasse war menschenleer, öde! Da ertönten Schritte in der Ferne!

Plötzlich höre ich eine starke Stimme hinter mir: „Was suchen Sie hier?“

Ich kenne diese Stimme, ich hatte sie diesen Abend zu öfteren Malen gehört! Es war Herr Woldemar Gimmer, der mich anschrie!

Es war, als ob uns ein böser Dämon zusammen führte!

Ich drehte mich nach ihm mit einem verächtlichen Blicke um und ging dann langsam meiner Wege.

Doch Gimmer lief mir nach.

„So entkommen Sie mir nicht, mein werter Herr Doktor! Ich will wissen, was Sie hier gethan haben! Woher kommen Sie? Aus dem Hotel von meiner lieben Frau? Hölle und Teufel! werden Sie stehenbleiben und mir Rede stehen!“

Und er versuchte, mich beim Rocke zu fassen; es gelang aber nicht gut, denn der Elende war, wie ich später erfuhr, mit ein paar Schauspieler letztern Sorte die als Haupt-Schmarotzer bei unserer Bühne bekannt waren, in einer berüchtigten Weinkneipe mit Mädchenbedienung gewesen und furchtbar bleich und angezecht!

Ich blieb mit verschränkten Armen stehen.

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen, Herr Gimmer,“ schrie ich wutentbrannt, „als daß Sie Ihren Rausch ausschlafen und mich nicht weiter molestieren sollen! Und hiermit Gott befohlen!“

„Meinen Rausch! Sie elender Schmierer! wagen es, mich zu beleidigen! Sie miserabler Federfuchser!

Na, warte, altes Haus! ich will Dir auf Deinen Hirnkasten voll Stroh einen Denkzettel geben" — er hob seinen Stock auf — doch ich parierte geschickt mit der Hand — er flog auf die Seite.

„Schurke!" rief ich nun, meiner kaum mehr mächtig, „Schurke! glaubst Du vielleicht, Du hast eine arme Frau vor Dir?" und stürzte wie ein Rasender auf ihn los.

Wir rangen, da blitzte es — ein Blutstrom — mir vergingen die Sinne. — — — — — — — —

Was jetzt noch kam, ich kann es nur vom Hörensagen erzählen.

Ich lag vierzehn Tage lang zwischen Leben und Tod, denn das Dolchmesser Gimmers war hart an der Lungenspitze vorbeigegangen. Doch Dank der sorgfältigen Pflege Amelies und Karolinens, die wie zwei Engel, wie zwei milde barmherzige Schwestern an meinem Bette wachten, Dank der trefflichen Behandlung des Theaterarztes genas ich, zwar langsam, sehr langsam, aber ich fühlte doch nach einigen Wochen, daß ich mich auf dem Wege des Lebens befand. Ich gesundete.

Die erste Frage war nach Gimmer, als ich wieder reden durfte und mit Karoline allein war.

Die sanfte Kinderstimme Karolinens antwortete:

„Er soll in Amerika sein — er entfloh!"

Ich war beruhigt.

Später erzählte man mir, was eigentlich Alles nach meiner Verwundung geschah. Gimmer war anderen Tages nirgends zu finden, er hatte sich rechtzeitig noch aus dem Staube gebracht!

Mich fanden zwei Landleute, die mit ihren Gemüsekarren in die Stadt fuhren, auf der Gasse liegen, schwer atmend und vom Blutverluste geschwächt, aber doch leise um Hülfe rufend und die Hände bewegend.

Sie luden mich auf ihr Fuhrwerk, inzwischen machten sie Lärm, aus dem Hotel eilten Leute herbei, man erkannte mich und ich wurde dem Anscheine nach sterbend in meine Wohnung transportiert. —

Der Eindruck, den meine Verwundung auf Amelie gemacht, soll entsetzlich gewesen sein.

Leichenblaß und abgehärmt saß sie im Krankenzimmer, während Karoline, mehr gefaßt als sie, alle Anordnungen des Haushaltes traf und mit ihrem gewaltigen Schlüsselbund derart rasselte, als wäre sie bereits wohlbestallte Herrin und Gebieterin dieser für ein Paar sehr beschränkten Räume! Erst jetzt hatte die arme Dulderin Amelie erfahren, daß ich als Verlobter Karolinens gelte und daß sie sich auch diese Rechte von Niemand streitig machen ließe! Welche Ueberwindung muß es Amelie gekostet haben, neben Karoline, bei ihrem Stolze, bei ihrem hochfahrenden Charakter, hier in dieser Wohnung zu bleiben. Beide bewohnten sogar zusammen, während ich in Lebensgefahr schwebte, ein Zimmer und wachten abwechselnd an meinem Bette! Daß doch die Frauen so gern Wunden heilen und Schmerzen mit sanfter Hand lindern! O diese Wunden! Und sie schlagen uns selbst diese Wunden so leicht — so oft — und so tief!

Ein ganzes Packet Zeitungsblätter habe ich noch über diesen Fall aufbewahrt bis auf den heutigen Tag.

Im guten und auch im gehässigen Tone wurde die Affaire mit Gimmer dargestellt, in einem großen Blatte sogar gesagt, daß mich Gimmer bei seiner Frau in der Nacht überrascht hätte, und solches dummes einfältiges Zeug mehr!

Der Direktor wurde telegraphisch von seiner Hochzeitsreise zurückgerufen, und seine junge Frau Milla soll bei der Nachricht von meinem Tode — man hatte dieses Gerücht ausgesprengt — beinahe in Ohnmacht gefallen sein! Sie war eine treuherzige gute Seele — diese Milla!

Frau Gimmer, welche ein Engagement an unserer Bühne annahm, kam nun immer seltener und seltener.

Karoline sah dieses sich Fernhalten gar nicht ungern, denn mit weiblicher Scharfsichtigkeit fand sie in ihr noch immer die allergefährlichste Rivalin.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und es wurde Frühling.

Ein wunderbar seltener Frühling zog durch die Lande. Welch ein Knospen, Blühen und Grünen! Mein Schlafzimmer ging in den Hausgarten und dort blühte und duftete mir der schönste spanische Hollunder entgegen. Ach, dieser süße herrliche Geruch! Veilchen und Hollunder, die Helden des Frühlings. Wie sog ich damit neuen frischen Lebensodem ein, wiewohl ich noch schwach daherhumpelte und kroch. Mir war so wohl, so wonnig zu Mute. Jeder kleine grüne Käfer flößte mir Wohlgefallen ein, gelbschillernd flogen Schmetterlinge ab und zu, und jedes Blümlein, das da blühte, betrachtete ich wie ein neues, nie gesehenes Wesen.

Oftmals erschien auch Frau Hildebrand als Besucherin und Trösterin in meiner bescheidenen Häuslichkeit, die reizende, einst vielgefeierte brünette Wienerin. Ich machte im Stillen die Bemerkung, daß selbst jetzt noch, — umgeben von solchen Schönheiten wie Karoline und Milla Hildebrand, — Amelie, die Uralte, die zweite Ninon l'Enclos, wie sie sich selbst spöttisch nannte, mit ihrer durchgeistigten Schönheit, mit ihrer unvergleichlichen Anmut und Eleganz, mit dem Zuge der lieblichsten Schwermut und Entsagung, der wie eine Gloriole um ihre Stimme schwebte, einen mächtigen Eindruck auf mich machte! Ach! sie war eben einzig in ihrer Art und mir fielen traumhaft jene Verse ein, die ich einst auf ein ihr ähnliches Wesen gemacht. Ich gebe sie hier, soweit ich mich derselben erinnere.

O daß ich nie geschauet
Dir in Dein Aug' so blau,
O daß ich nie getrauet
Dir, allerschönste Frau!

Du schlangst die goldnen Flechten
Zum Kranz so wunderbar
In manchen wonnigen Nächten
Mir um mein schwarzes Haar.

Wie eine güld'ne Krone
Lag's auf der Stirne mir,
Und ich in süßer Frone
Zu Füßen sank ich Dir.

O Locken, süße Schlingen,
Wie allerstärkster Stahl,
Die zärtlich mich umfingen
Vieltausend — tausend mal.

Sie löſten ſich ſo leiſe,
Wie Seele ſich vom Leib,
Es war die alte Weiſe,
Sie war ein Weib — ein Weib!

O wundervolle Flechten,
Wem dient ihr jetzt zum Kranz?
Wen ſucht ihr nun zu knechten
Mit eurem Zauberglanz?

Eines Tages, — Karoline war auf der Probe, — lag ich auf dem Divan hingeſtreckt und ſchaute, noch zu ſchwach um viel zu leſen, träumeriſch hinaus ins Frühlingsgrün des Gartens.

Von meinem Hausgärtlein ſah man weit in die Berge. Sehnſüchtig erblickte ich ihre in Nebel getauchten Häupter.

Amelie ſaß am Fenſter und ſtickte emſig.

Es wurde warm im lichten Gemache, die Mittagsſonne ſendete heiße Strahlen ins Zimmer und die Stille ſchläferte mich ein. Man hörte beinahe gar nichts als das ewige Ticktack der Pendule, und zeitweilig dumpfes Wagengeraſſel von der Vorderſeite des Hauſes her gedämpft dringen; dann und wann auch das Bellen eines gereizten Köters in den Hausgärten ringsherum.

Ich ſchlummerte mit halboffenen Augen, wie es Kranke oft thun.

Nach einer Weile erhob ſich Amelie, ich hörte wie ſie ſich auf den Fußſpitzen meinem Lager näherte, ſie horchte, ich rührte mich nicht, gewiß wollte ſie erfahren ob ich ſchliefe, ich traute mich kaum leiſe zu atmen.

Plötzlich drückte sie einen leisen aber glühend heißen Kuß auf meine Lippen, ich fuhr auf.

Sie erschrack heftig.

Ich hielt ihre kleine weiche Sammthand fest.

„Amelie," sagte ich, „liebe Amelie, warum willst Du nicht bei mir bleiben? ich träumte, Du wolltest fort, weit fort übers — Meer."

Sie wurde totenblaß.

Dann setzte sie sich folgsam wie ein Kind an mein Ruhebett, wollte mir aber ihre Hand leise entziehen.

„Ach," sagte ich seufzend, „lasse mir doch Deine Hand, Amelie!"

„Mein Gott! Deine Hand glüht."

„Amelie," hub ich an, „warum sind wir so unglücklich?"

„Ich bitte Dich — sprich nicht so viel — es ist Dir vom Arzte streng verboten, Heinrich."

„O nein! Jene Zeit ist längst vorüber, ich darf jetzt reden so viel ich will, meine Lunge ist ganz gesund! Ach Amelie, könnten wir nicht sehr glücklich sein? Und wer ist Schuld an Allem? Wir Beide!"

„Mein Freund," sprach sie stoßweise, wie sie es immer in Momenten großer innerer Erregung gethan. „Nein, wir konnten nie glücklich sein, wir konnten es auch nie werden, denn ich liebte Dich, Gott verzeihe mir, wenn ich Dir vielleicht wehe thue, armer Dulder, immer nur mehr als Bruder — als Freund — nicht als Geliebter. Und dieser Zwiespalt hat mich, hat Dich unglücklich gemacht. Vielleicht für immer."

Ich schwieg und seufzte, es lag etwas Wahres in ihrem Bekenntnis. O sie hatte mir dies oft gesagt, oft geschrieben. Doch ich nahm ihre sinnliche Aufregung bei meinen ungestümen Angriffen für Liebe, es war nur ein Almosen an einen Bedauernswerten.

„Also, also (ich wollte den Namen Gimmer nicht über meine Lippen bringen, ich konnte ihn nicht aussprechen), ihn liebst Du anders, oder hast ihn anders geliebt? Sag', ich will's wissen."

Sie besann sich und sagte dann nach einer Pause stockend: „Ja!" Und beschwichtigend setzte sie geschwind hinzu: „Aber ich liebte Dich im gewissen Sinne viel höher, viel reiner, aber Du wolltest ja keine reine Liebe. Du wolltest mich ganz und allein. Mit Leib und mit Seele. Und dann kam das Schreckliche über mich, jener Kampf zwischen Sinnlichkeit und treuer Freundesliebe, der mich hinab zog ins Elend!"

„Und ich liebte Dich," rief ich, „wie kein Mensch inniger geliebt!"

„Auch glaubte ich gar nicht, daß Deine Liebe wirklich so groß, so edel, so unendlich tief gewesen. O Heinrich, verzeihe mir! Aber wir wollen von unseren schmerzhaften Wunden, die doch halb verharscht sind, nicht länger sprechen. Später, wenn Du ganz gesund bist, vielleicht. Aber jetzt nicht mehr. Es ist ja auch zu spät. Die „Alte" wird immer älter. Was würdest Du mit einer alten, zweimal geschiedenen Frau anfangen? was mit der Matrone machen? O nein, Du mußt endlich gescheidt werden. Du hast auch eine sogenannte Braut. Sie ist schön und jung. Der Himmel behüte,

daß ich Karoline um ihre wohlerworbenen Rechte bringen würde. Karoline ist ein edles Mädchen und, wie es scheint, liebt sie Dich. Freilich, das Theater bleibt immer Theater, und Karoline. . ."

„Du weißt aus meinem Munde, was es mit Karoline und mir für eine Bewandtnis hat, und welch ein lockeres Band uns verbindet!"

„O Karoline wird Dich vielleicht glücklich machen, glücklicher als Du es je mit mir geworden wärest."

„Du rätst mir zu dieser Verbindung?"

„Ja! Gewiß und mit voller Ueberzeugung, mein teuerster Freund auf Erden! Mit Deinem bedeutenden Einkommen und ihrem Vermögen werdet ihr ein schönes glanzvolles Haus machen können, und wer weiß, ob nicht eines Tages die „Uralte, Steinalte" als gebeugtes graues Mütterchen, wie im Feenmärchen, an das Pförtlein klopft und bei Euch um Almosen bettelt:

„Pförtlein klein,
Pförtlein rein,
Laß die alte Hexe ein!"

„Amelie, sprich nicht so schreckliche Dinge! Du einst bei mir um Almosen flehend? Wo denkst Du hin. Du bist auf der Höhe Deines Ruhmes, die ganze große Welt steht Dir offen und Dein Name ertönt, so weit die deutsche Zunge reicht. Ueberall wird er in Künstlerkreisen genannt, wenn von den Besten, Größten gesprochen wird."

„Ja, ja, die ganze große Welt steht mir offen, Du hast recht! Die weite weite Welt! Der Ocean —" sagte sie wie verloren vor sich hin!

Bei den Worten: „Der Ocean,“ die sie leise vor sich hin sprach, als wenn sie allein, ganz ohne Horcher wäre, bemächtigte sich ein schrecklicher Kummer meiner armen gequälten Seele! Karoline hatte mir vor einigen Tagen gesagt: „Dieses Weib denkt noch immer an das Scheusal, welches Dich töten wollte! Du wirst sehen, der sinnliche Mensch lockt sein Opfer auch über den Ocean an sich! O, er ist ein Dämon!“ —

Meine Sinne verwirrten sich, ich war noch zu schwach, eine große Gefühlsaufregung zu ertragen! Eine Ohnmacht befiel mich, die aber bald vorüberging. Als ich zu mir kam, war Karoline allein an meinem Bette und schalt mich wacker aus. —

— — — — — — — — — — —

Und wie Karoline mir einst prophezeite, so geschah es auch. Eines Tages war Frau Amelie Gimmer-Hertz aus der Stadt mit Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenlast, die ich später in einzelnen Raten tilgte, verschwunden!

Kein Mensch wußte, wohin sie sich gewendet. Alle ihr angebotenen Engagements hatte sie abgelehnt.

Erst nach Monaten erfuhr ich durch Karoline, wo sie jetzt weilte. Letztere hatte sie richtig beurteilt.

Sie war Gimmer nach Amerika bis nach San Francisco gefolgt! Es ging am Anfang Alles gut; es gelang ihnen, eine wenn auch mittelmäßige deutsche Schauspielertruppe zusammenzustellen, mit der sie in den verschiedenen Städten längs der Pacific- und Atlantic-Bahn Vorstellungen gaben. Wir erfuhren dies Alles nicht direkt, sondern durch einen Kousin Karolinens, der in Amerika

als Ingenieur angestellt und ihr von Zeit zu Zeit amerikanische Zeitungen, den Puck und die New-Yorker Theaterblätter „Figaro,“ „Telephon“ sandte.

Welchen Eindruck diese Nachrichten auf mich machten, läßt sich nicht beschreiben, ich litt unsagbar darunter!

Inzwischen rückte der Zeitpunkt heran, wo Karoline ihr Wiener Gastspiel absolvieren mußte, ich war noch viel zu schwach zu einer so großen Reise und konnte sie daher nicht begleiten.

Wir nahmen rührend von einander Abschied. Doch war Karoline im Innern tief verstimmt, daß ich mich mit der „Entflohenen“ noch so viel im Geiste, in der Erinnerung beschäftigte. Oft machte sie mir Vorwürfe, selbst noch am Tage des Abschieds! —

Anfangs schrieben wir uns täglich! Da meldete mir eines Tages Karoline, daß sie definitiv in Wien Engagement angenommen und ich ihre ganze Einrichtung versteigern und den Erlös ihrem dortigen Bankier übergeben solle.

Ich that es. Es gab wieder ein großes Gerede in der Stadt, doch ich lachte darüber. Ich war in einer Stimmung, die sich nicht beschreiben läßt. Also auch Karoline verläßt mich, dachte ich, gibt mich auf! Aber ist es nicht meine selbsteigene Schuld? Seltsame Gerüchte drangen an mein Ohr: Karoline sollte in Wien offenkundig eine Liaison angeknüpft haben!

Da bekam ich einen Brief von Karoline, der alle Zweifel löste, alle Vermutungen zur Gewißheit brachte, sie bat mich frei und offen, unser Verhältnis, das doch

nicht mehr vollkommen bestehe und weder Fisch noch Fleisch wäre, zu lösen, ein Wiener Bankier, Ritter von Grutschka, hätte ihr Herz und Hand angetragen, sie würde geschwankt haben — aber da sie genau wüßte, ich hätte immer nur halb ihr — und halb in meinem Innern Amelie, dem Dämon meines Lebens, angehört, so wäre das Beste eine vollkommene Trennung.

Arme gute Karoline! Sie hatte Recht! Ich schrieb ihr einen warmen, herzlichen Brief und gab ihr dankend für die wonnigen Stunden, die sie mir bereitet, die goldene Freiheit wieder.

Nun war ich wieder allein!

Ach, so ganz, so mutterseelenallein! Allein mit der kummervollsten Liebe im kranken Herzen! Karoline war doch nur eine „Theatereroberung“ gewesen, nicht viel mehr! —

Ende des ersten Bandes.